

aus Deutschland



Stipendien–Aufenthalt in Äthiopien

vom 25. Oktober bis zum 6. Dezember 2015

Von Baumwollfeldern und Billiglöhnen: Wie sich die Textilbranche Äthiopiens auf einen hart umkämpften Weltmarkt wagt.

von Jonas Gerding

Äthiopien, vom 25. Oktober bis zum 6. Dezember 2015



Inhalt

1. Zur Person	186
2. Ein Land auf Aufholjagd	186
3. Verrückte Vorreiter	188
4. Vom Mehrbettzimmer ins Management	195
5. Des Kaisers Geschenk an den Clan	200
6. Zuckersirup für die Zweifler	207
7. Der lange Weg der Freiheit	212
8. Königsweg Laufsteg	219
9. Danksagung	222

1. Zur Person

Afrika war der erste fremde Kontinent, den Jonas Gerding (Jahrgang 1989) bereist hat. Dabei war es gar nicht die Idee des damals 12-Jährigen, sondern die seiner Mutter. Zusammen mit der jüngeren Schwester sind sie ins südafrikanische Johannesburg geflogen und mit dem Auto auf eine Tour zu einer Bekannten nach Kapstadt aufgebrochen. Das Land hat ihn auch nach seiner Rückkehr ins oberfränkische Coburg nicht losgelassen und so kam er im Alter von 17 Jahren zurück – für ein Auslandsjahr an der Deutschen Internationalen Schule in Kapstadt. Nach dem Abitur in Köln, dem Zivildienst, der Aufnahme an der Kölner Journalistenschule für Politik und Wirtschaft und dem parallel verlaufenen Studiums der Volkswirtschaftslehre dauerte es eine Weile, bis er erneut die Möglichkeit bekommen sollte, Afrika zu bereisen. Während der Halbzeit der Journalistenschule nutzte er die Semesterferien, um zu einem befreundeten Arzt in den Westen der Demokratischen Republik Kongo zu fliegen und über seine Erfahrungen zu bloggen. Ein Jahr später organisierte er mit ein paar weiteren Journalistenschülern und Ehemaligen eine von der DW-Akademie unterstützte Recherchereise nach Ruanda anlässlich der sich zum zwanzigsten Mal jährenden Gedenktage an den Völkermord. Nach dem Ende der Journalistenschule, dem letzten Praktikum beim SPIEGEL in Hamburg und mit dem VWL-Studium in den letzten Zügen, war endlich die Zeit gekommen, sich bei der Heinz-Kühn-Stiftung zu bewerben – für die Reise in ein Land mit einer so faszinierenden Vergangenheit wie vielversprechenden Zukunft: Äthiopien.

2. Ein Land auf Aufholjagd

Das bisschen Jugend, das ihnen noch gehört, besteht aus verwelkten Postern und dem Krächzen eines Transistorradios. Mit Bildern der Fußballikonen des Chelsea FC und Manchester United haben die drei Teenager die Ecke tapeziert, in der sie arbeiten müssen. Jeder von ihnen sitzt an einem klapprigen Webstuhl, zusammengezimmert aus Holzleisten und Ästen. Die einzelnen Konstruktionen sind kaum auseinanderzuhalten. Baumwollstrimmen aus hunderten dünner Fäden fächern sich wie riesige, sich überlappende Spinnennetze vor ihnen auf. Der stickige Raum zwingt die drei so nah zueinander als säßen sie an einem Tisch. Zwei an der schmalen, einer auf der langen Seite – auf einer Fläche, die gewöhnlich für einen Webstuhl reichen würde. Damit sie sich nicht in die Quere kommen, ist im schmutzigen Erdboden eine Kuhle ausgehoben für die Pedale eines der Webstühle. Addisu, einer der drei Jungs, tritt sie abwechselnd mit seinem rechten und linken

Fuß herunter. Gleichzeitig stoßen seine kleinen, flinken Hände das Schiffchen mit einem Garn durch die aufgefächerten Baumwollfäden. Immer wieder. Hin und her. Millimeter für Millimeter wächst so ein weißes, etwa einen Meter breites Stück Stoff in die Länge.

Seitdem er 14 Jahre alt ist, beginnt für den 17-Jährigen mit dem Sonnenaufgang ein langer, monotoner Arbeitstag. Manchmal kann er nebenher ein Fußballmatch verfolgen, das live übertragen wird. Sonntags hat er ein paar Stunden frei. Normalerweise darf er den Webstuhl jedoch erst nach Mitternacht verlassen, Stunden nach Einbruch der Dunkelheit. Ein paar Meter hinter ihm, am anderen Ende des Raums, schiebt er dann einen Vorhang beiseite, legt sich zu acht weiteren Jungen und Mädchen und fällt in einen kurzen Schlaf.

Werden Minderjährige fern ihrer Familien, unter Zwang und gesundheitsgefährdenden Umständen ausgebeutet, handelt es sich um Kinderarbeit. Daran lassen die Definitionen der Internationalen Arbeitsorganisation, einer Unterorganisation der Vereinten Nationen, keine Zweifel aufkommen. Das gilt auch in Äthiopien im Stadtteil Gullele, der am Hang des Berges Entoto am Rande Addis Abebas liegt, der Hauptstadt des ostafrikanischen Landes. Die Gegend ist berühmt für zahlreiche kleine Geschäfte traditioneller Gewänder – und berüchtigt, weil niemand die Hinterhöfe kontrolliert und unterbindet, dass im Verborgenen Menschen als Arbeitssklaven erniedrigt werden.

Etwa eine Stunde entfernt liegt Alemgena, ein Gewerbegebiet außerhalb der Stadt. In einer der Fabriken faltet Asgedache Turga weiße Etiketten, näht beide Enden zusammen und legt sie auf einen Haufen links von ihr. Erst im nächsten Arbeitsschritt, eine Reihe vor der 23-Jährigen, wird eine andere Näherin sie in der Innenseite von Pyjamas befestigen. Asgedache hat ihren Platz etwa in der Mitte einer der 32 Produktionsstraßen, bestehend aus jeweils 60 Frauen, die vorgeschchnittene Textilstücke peu à peu in fertige Kleidung verwandeln.

Niemand zwingt sie zu diesem Job. Die Gewerkschaft hat mit dem Management des Unternehmens klare Regeln ausgehandelt: Von Montag bis Freitag arbeiten sie zwischen acht und siebzehn Uhr. Mittags essen sie umsonst in einer Kantine, haben an Wochenenden und an Urlaubstagen Zeit, sich zu erholen und bekommen auch das Gehalt für Werkzeuge überwiesen, an denen sie krank sind. Wer jünger ist als 18 Jahre, darf hier gar nicht erst anfangen zu arbeiten. Die Firma muss diese Sozialstandards nachweisen und sich Kontrollen unterziehen, um weiterhin die Kollektionen europäischer Modeketten ausstatten zu dürfen. Und trotzdem: Asgedache verdient umgerechnet nur etwa 45 Euro im Monat.

Asgedache und Addisu sind sich noch nie begegnet – und werden es wahr-

scheinlich auch nie. Man könnte beide Geschichten weitererzählen, weil sie für tausende andere Menschen sprechen, die Ähnliches erfahren. Dennoch, so scheint es, sind es nur zwei Lebenswege in Äthiopien, die nichts miteinander zu tun haben. Zwei Erinnerungen von so vielen, die von einer Reise durch dieses weite und widersprüchliche Land bleiben. Da ist jene an den Farmer, im heißen Tiefland kurz vor der sudanesischen Grenze, der nun Baumwolle anpflanzt, um mitzuverdienen am Geschäft der Textilbranche. Da sind die Erzählungen des Clanführers im fruchtbaren Westen des Landes, der seine Macht spielen lässt, damit ihm Baumwollinvestoren nicht das Weideland wegnehmen. Da sind die Erlebnisse mit dem jungen Studentenvertreter am Textilinstitut, der auf anspruchsvollere Jobs als die der Näherinnen hofft, jedoch erst einmal um eine verlässliche Wasserversorgung in den Wohnungen kämpfen muss. Und da ist die Vision der kreativen Designerin in der boomenden Hauptstadt, die von „Made in Africa“ mehr erwartet als die stumpfe Billigproduktion für die Schaufenster in den Industrienationen.

Nein, es sind mehr als einzelne Erinnerungen. Es sind Puzzleteile, deren Zusammenhang sich nicht sofort erschließt. Es braucht eine Weile, einiges Drehen und Wenden und einen Schritt zurück, um mit dem gewonnenen Abstand erneut auf die Einzelteile zu schauen – und ein Gesamtbild erscheint: die Geschichte eines armen, aber ehrgeizigen Landes, das glaubt, den richtigen Zeitpunkt erwischt zu haben, um auf den Zug der globalisierten Wirtschaft aufzuspringen.

Denn in Asien tritt ein, was Entwicklungstheoretiker schon lange predigen: Der wirtschaftliche Aufstieg hat die Menschen reicher werden lassen in Ländern wie Indien, Bangladesch oder China, der ermüdend oft zitierten Werkbank der Welt. Sie fordern höhere Gehälter, qualifizieren sich für komplexere Tätigkeiten und bringen die Manager weltweit operierender Unternehmen dazu, sich auch nach neuen, günstigeren Produktionsstandorten umzusehen. Genau diese Chance will Äthiopien ergreifen und wirbt um internationale Investoren – mit niedrigen Löhnen, politischer Stabilität und dem Argument, die gesamte Wertschöpfungskette im eigenen Land abdecken zu können: vom Feld bis zum Fabrikator. Schon bald, so die Devise der autoritären Staatslenker, soll der Aufschwung auch die anderen Branchen mitreißen und die Armut zurücklassen, die den 14-jährigen Addisu einst in die Sklaverei getrieben hat.

3. Verrückte Vorreiter

Die Internetverbindung steht. Tanju Kavlakli verstellt den Winkel der Ka-

merahalterung, dreht den Bildschirm seines Computers und zündet sich eine Zigarette an. Die Videokonferenz kann beginnen.

Die elf Kollegen aus dem Management seines Textilunternehmens haben sich die unterschiedlichsten Stühle aus seinem Büro und den angrenzenden Räumen zusammengeklaut, es sich in einem Halbkreis vor Tanjus Schreibtisch bequem gemacht und grüßen winkend in Richtung der Kamera. Auf einem Fenster des Bildschirms ist Sebastian Siegele zu sehen. Mit Headset ausgestattet, frontal in die Kamera blickend, erwidert er den Gruß aus dem modisch eingerichteten Büro seines Berliner Beratungsunternehmens für Arbeits- und Sozialstandards.

In den wöchentlich stattfindenden Treffen diskutieren sie, wie sie das Verhältnis zwischen der Unternehmensführung und den Arbeitern verbessern können – und müssen nicht selten erst einmal ganz Grundsätzliches klären: Wie könne es sein, dass sich hundert Leute auf der Gehaltsliste befinden, von denen niemand wisse, an welchem Posten, ja, ob sie überhaupt im Unternehmen tätig sind, fragt Siegele. „Wir werden sie finden“, beteuert Tanju. Die Zeit drängt. Die Abrechnung steht an. Bis dahin muss jeder Mitarbeiter auf der Gehaltsskala eindeutig seiner tatsächlichen Tätigkeit zugeordnet sein.

Mit der Gründung von Ayka Addis hat er sich in Äthiopien auf ein Experiment eingelassen. Der 44-jährige hat das erste Lebensjahr in Deutschland bei seiner Mutter gelebt, bevor sie mit ihm ins türkische Istanbul zu seinem Vater gezogen ist – einem Textilunternehmer. Tanju war längst eingestiegen bei Ayka Textile, der Firma seines Vaters, als im vergangenen Jahrzehnt die Löhne in der Türkei weiter stiegen. Aykas Management hatte beschlossen, sich in China nach günstigeren Produktionsstandorten umzusehen. „Gott sei Dank sind wir da nicht hin“, sagt Tanju in deutscher Sprache, die er immer noch fast fehlerfrei beherrscht und schiebt eine Erklärung hinterher: „Weil es dort jetzt ganz anders ist“. Was er damit meint: Die Produktion wird ebenfalls teurer. Der monatliche Mindestlohn in der Textilbranche in der Türkei liegt bei etwa 500 Dollar, in den unterschiedlichen Regionen Chinas zwischen 166 und 266 Dollar und in Bangladesch zwischen 68 und 168 Dollar. In Äthiopien gibt es keinen Mindestlohn. Die Arbeiter verdienen meist zwischen 35 und 60 Dollar im Monat.

Auf dem Entwicklungsindex der Vereinten Nationen liegt das Land weit hinten: auf Platz 174 von 188. Zwar endete mit dem Zerfall der Sowjetunion und in Folge von Protesten eine jahrzehntelange kommunistische Militärdiktatur, die durch eine marktwirtschaftlich ausgerichtete Demokratie abgelöst wurde. Durchschnittliche Wachstumsraten von zehn Prozent legte die äthiopische Wirtschaft aber erst innerhalb der letzten zehn Jahre hin. Nur wenige ausländische Unternehmen außer Ayka setzten so früh auf den Auf-

schwung, erinnert sich Tanju. "Um ehrlich zu sein, muss man dafür schon ein wenig verrückt sein". Für die waghalsige Investition wählten sie ein Gewerbegebiet etwas außerhalb der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba. Im Jahr 2008 konnten sie mit der Produktion beginnen.

Das Führungsteam, das Tanju in seinem Büro um sich geschart hat, besteht nur aus wenigen Äthiopiern. Noch gibt es nicht genug erfahrene Fachkräfte. Unter den 6.500 Mitarbeitern des Unternehmens sind etwa 120 sogenannte „Expats“, die wegen ihres Könnens eingeflogen wurden. Sie kommen aus Ländern, in denen die Textilbranche längst etabliert ist: aus der Türkei, aus Indien und Sri Lanka. Bei der Videokonferenz in Tanjus Büro jedenfalls sind sie alle männlich. Der Reihe nach schildern sie, wie viele Mitarbeiter in ihren Bereichen noch einer exakten Position zugeordnet werden müssen und woran es noch hapert. Immer wieder muss Sebastian Siegele nachhaken, drängen und Tipps geben, wie sie die Aufgabe in den verbleibenden Wochen noch meistern können. Denn es geht ihm um mehr als eine saubere Abrechnung: Sind Arbeiter einem schlechteren Gehalt zugeordnet, als ihnen eigentlich zusteht, könne dies einen drohenden Konflikt weiter verschärfen. „Ich bin etwas besorgt“, gesteht er ein. Wie schon in den letzten Jahren in Folge werden die Arbeiter wahrscheinlich erneut eine Gehaltserhöhung um etwa 25 Prozent fordern. Bewilligt hat sie das Management im vergangenen Jahr erst nach einem Streik. Die Situation sei brenzlich gewesen. Eine aufgebrachte Menge hatte sich vor dem Fabrikgebäude versammelt und provozierte die Sicherheitsleute. Mit Hilfe vermittelnder Vertreter des Arbeitsministeriums konnte eine Eskalation verhindert werden. Dieses Mal, so fürchten sie, könnten sich politische Proteste in der Region mit den Belangen der Arbeiter vermischen. „Es darf keine Gewalt angewendet werden“, mahnt Siegele. Egal, wie aggressiv die Arbeiter seien. Deeskalation ist die Devise, schärft er ihnen ein: „Es darf keine Bilder von Kalaschnikows vor dem Gebäude geben!“

Es mag absurd klingen: Aber kein Textilunternehmen ist in Äthiopien sozial besser aufgestellt als Ayka Addis. Und das nicht trotz bevorstehender Konflikte mit den Mitarbeitern – sondern gerade wegen ihnen. Denn in einem Land wie Äthiopien mit einer so jungen Industrie werden Menschenrechte wie die Vereinigungsfreiheit oft mit Füßen getreten. Ayka Addis hingegen lässt eine Gewerkschaft zu und stellt sich den daraus resultierenden Auseinandersetzungen.

Der Alltag hat Tanju mittlerweile gelehrt, gelassen auf Konflikte zu reagieren, Unwägbarkeiten und chaotische Situationen hinzunehmen. Meist beginnen seine Tage schon vor dem eigentlichen Arbeitsantritt. In Addis Abeba, der turbulenten Metropole mit seinen dreieinhalb Millionen Einwohnern, steigt er morgens in seinen Land Cruiser und fährt dem Pend-

lerverkehr entgegen. Eine dreiviertel Stunde braucht er etwa, passiert das Gedränge auf den Gehsteigen mit bis unter die Decke ausstaffierten Straßenläden, überholt überfüllte Taxibusse und nimmt mit seinem Handy Anrufe entgegen, etwa, weil wieder einmal der Strom ausfällt oder außerplanmäßig ein paar Tonnen Diesel fehlen. Er regelt das, während die Straßen schmaler, die Häuser kleiner werden und Fabriken am Fenster vorbeiziehen. Tanju kreuzt die neu errichtete Eisenbahnunterführung in dem Industriegebiet Alemgena und biegt dann ab in Richtung des Torbogens seiner Firma. Im Büro angekommen, kommen mit dem ersten von einem Dutzend Kaffees am Tag auch die Kollegen an seinen Schreibtisch – mit Stoffproben aus der laufenden Produktion. Nicht selten muss er sie wieder zurückschicken mit dem Auftrag, Farbtöne oder Größen erneut zu überarbeiten.

Ayka Addis wuchs nicht nur schnell zum größten Textilproduzenten des Landes heran, sondern auch zum wichtigsten Exporteur von Kleidung: Rund 60 Prozent der gesamten Textilausfuhren werden hinter dem Fabrikator in Alemgena gefertigt. Am Tag schaffen sie rund 60.000 Stücke. Das zeigt allerdings auch, wie überschaubar der Industriezweig noch ist. Zum gesamten Welthandel mit Textilwaren trägt Äthiopien nur 0,01 Prozent bei. China beispielsweise hat einen Anteil von 53 Prozent, gefolgt von Bangladesch, das sechs Prozent beisteuert. Zwar zählen die äthiopischen Behörden mittlerweile mehr als 150 Firmen, die groß genug sind, dass sie sich überhaupt bei ihnen registriert haben lassen. Die meisten bedienen jedoch den lokalen, weniger anspruchsvollen Markt. Nun haben erste Firmen begonnen, internationale Modeketten zu beliefern. Teilweise haben sich Firmen wie Ayka Addis genau aus diesem Grund in Äthiopien niedergelassen. Noch beschränkt es sich allerdings auf etwa zehn Firmen, die regelmäßig auch Aufträge aus dem Ausland annehmen können. Denn dabei wird Qualität gefordert. Tanju hat neue Maschinen gekauft oder hochwertige Anlagen aus der türkischen Produktion übernommen. „Wir sind hier nicht in Bangladesch“, kommentiert Tanju. „Es müsste eigentlich 50 Aykas in Äthiopien geben“. Erst dann würden sich Synergieeffekte entwickeln. Große Mengen würden die Transportkosten senken. Aufträge könnten je nach Auslastung auch mal an die Konkurrenz vermittelt werden und für kleine Zulieferer könnte es rentabel werden, ein Geschäft mit der Produktion von Knöpfen, Reißverschlüssen oder Etiketten zu starten. Firmen würden sich spezialisieren. Ayka Addis hingegen ist, wie fast alle Exporteure, eine vertikal integrierte Fabrik, wie es im Fachjargon heißt. Allrounder, die von der Baumwollreinigung bis zum Zusammenfalten fertiger T-Shirts alle Arbeitsschritte abdecken. Man könnte Schulklassen durch die fünf Fabrikgebäude des weitläufigen Geländes führen, um anhand verschiedener Maschinen die einzelnen Produktionsschritte zu erläutern.

In einer der Fabrikhallen saugen Rohre die watteförmige Baumwolle auf, bevor sie gereinigt und so vermengt wird, dass sie, etwa so dick wie Seile und hunderte Meter lang, in Tonnen aufgerollt wird. Weitere Maschinen drehen und strecken sie, bis sie als feine Garne auf Spindeln aufgefädelt ist. Eine Gruppe junger Arbeiter hat das Gehäuse einer Maschine geöffnet, um sie zu reparieren. Tanju, in Cordhose und schlabberigem T-Shirt gekleidet, schlurft an ihnen vorbei und bleibt bei den Leitern der Strickabteilung stehen. Er überragt sie um mindestens einen Kopf, beugt sich zu ihnen herunter und lässt sich auf den neuesten Stand bringen. Er hört geduldig zu. Er hat gelernt, dass Hektik und viel Druck nichts bringen. Es dauert länger als erhofft, bis die Fabrik so effizient arbeiten wird, dass sie international wettbewerbsfähig ist. Tanju deutet auf eine der Maschinen. „In der Türkei kümmerst sich ein Arbeiter um zwei dieser Maschinen“, bedauert er. Hier haben sich anfangs sechs Leute um eine geschart. „Immerhin ist mittlerweile jede Maschine nur noch mit einem Arbeiter besetzt“. Solche Wettbewerbsnachteile würden auch das Argument der günstigen Löhne in Äthiopien relativieren, sagt Tanju. Noch ist das Investment in dem Entwicklungsland ein Minusgeschäft.

Die verwobenen Garne werden zu etwa zwei Meter breiten, hunderte Meter langen Stoffen verarbeitet, unter Hitze mit Chemikalien behandelt, gefärbt und bedruckt. Die Maschinen sind so modern, dass die Arbeiter nicht direkt mit giftigen Materialien in Berührung kommen – wie es in vielen problematischen Unternehmen in Asien der Fall ist. Der Betriebsarzt jedenfalls bestätigt, dass er nur noch etwa 45 Arbeitsunfälle im Monat notiert, meist harmlose Stürze oder Stiche durch Nadeln. Noch vor wenigen Jahren zählte er sieben Mal so viele Vorfälle – die nun dank regelmäßiger Sicherheitstrainings und Schutzkleidung seltener geschehen.

Anschließend stanzen Arbeiter die passenden Muster aus einem Stoffstapel aus – beispielsweise die Vorderseite eines T-Shirts, dem oft noch ein Aufdruck verpasst wird, bevor es zur arbeitsintensivsten Station geht: der Näherei. Auf zwei Etagen des Hauptgebäudes sind die Räume von dem Rattern hunderter Nähmaschinen erfüllt. Am Ende der Produktionsstraßen wachsen die Haufen fertiger T-Shirts, Leggings, Pyjamas und Baby-Strampler. „Wir sind kein basic producer mehr“, sagt Tanju, der so selten Deutsch spricht, dass ihm immer wieder englische Begriffe unterkommen. Mit Reißverschlüssen beispielsweise hätten sie früher noch nicht arbeiten können, ordnet er das Potential im internationalen Vergleich ein. Für feine Anzüge wiederum wird es auch in naher Zukunft nicht reichen. Dafür haben die Einkäufer auch heute noch zu viel zu nörgeln.

Glasscheiben trennen einen kleinen Raum von der Näherei ab. Im Inneren prangt das Logo des Hamburger Großunternehmens Tchibo an der Wand:

ein goldener Schriftzug unter einer Duft verströmenden Kaffeebohne. Neben dem Geschäft mit dem Heißgetränk ist Tchibo mittlerweile genauso bekannt für Elektronikartikel, Küchenzubehör, Deko und ein breites Kleidungssortiment. Ayka lebt von dem deutschen Unternehmen. Die für den Export produzierten Waren gehen größtenteils an Tchibo. Von Addis Abeba aus werden sie von Lastwagen fast 600 Kilometer weit zum Industriehafen des Nachbarlands Dschibuti transportiert, wo sie auf Containerschiffe verladen, und durch den Suezkanal und das Mittelmeer bis nach Hamburg befördert werden. Ein kürzerer Weg als der aus den asiatischen Ländern – zumal eine neue Eisenbahnlinie nach Dschibuti bald ein bis zwei weitere Tage Zeit sparen lässt.

Die Fabrik darf die Kleidung jedoch erst verlassen, wenn zwei Kontrollleurinnen von Tchibo sie sich vorgeknöpft haben. Sie greifen einzelne Stichproben heraus, waschen sie und testen unter anderem, inwiefern sie nicht zu stark eingegangen sind. Tanju begrüßt die beiden herzlich. Sie sind nicht immer vor Ort, sondern lassen sich etwa alle zwei Wochen für jeweils zwei bis drei Tage blicken. Denn in einem zweiwöchigen Rhythmus werden die Bestellungen verladen. Er erkundigt sich bei ihnen, wie es um die aktuelle steht. Mit ein paar Teilen sind sie nicht zufrieden. Nichts Außergewöhnliches. Es sind weniger Abweichungen als früher, gesteht eine der Kontrollleurinnen ihnen zu. Aber es seien immer noch zu viele. „Zu viele jedenfalls für einen Schlüssellieferanten“. Solch eine Bedeutung messen sie Ayka bei Tchibo bei. Nicht nur wegen der Mengen, die sie aus Äthiopien beziehen. Sondern auch, weil sie heute schärfer darauf achten müssen, woher die Kleidung kommt.

Früher hielt sich die Geschäftsleitung von Tchibo nicht so lange auf mit Gedanken über die Arbeitsbedingungen in den Fabriken – bis Berichte von Nichtregierungsorganisationen ans Licht brachten, wie schlimm es in manchen Fabriken zugeht. Nach Medienberichten und öffentlichen Diskussionsrunden lenkte das Unternehmen ein und versprach, die Zulieferer in Zukunft strenger zu kontrollieren – zusätzlich zu den gängigen Qualitätstests. Heute pocht es bei seinen weltweiten Zulieferern auf Zertifikate, die den Textilfabriken nur vergeben werden, wenn in regelmäßigen Prüfungen Arbeits- und Sozialstandards bestätigt werden. Dazu zählen Sicherheitsmaßnahmen, geregelte Arbeitszeiten, eine faire Entlohnung unter den Mitarbeitern, Pensionszahlungen und das Recht, sich in Gewerkschaften zu organisieren. Ayka Addis hat darüber hinaus sogar freiwillige Leistungen für die Mitarbeiter eingeführt: ein kostenloses Mittagessen, die freie Busfahrt und eine Basisversorgung in der betriebseigenen Krankenstation beispielsweise.

Bis dahin war es jedoch ein weiter und konfliktreicher Weg. Außerhalb des Unternehmens kann das niemand besser beurteilen als Angosom Yo-

hannes. Er ist einer der vier Vertreter der unterfinanzierten Dachgewerkschaft der Textil-, Leder- und Kleidungsbranche. Viel Zeit hat er deshalb nicht. Aber er nimmt sich schließlich trotzdem fast eine Stunde für ein Gespräch in seinem kleinen Büro im vierten Stock eines grauen Betonklotzes mitten im Zentrum von Addis Abeba, weniger als hundert Meter entfernt vom Meskel Square, dem Platz der Revolution. Durch die vergilbten Fensterscheiben sieht man die Baukräne, die überall in der City Banken, Büros und Hotels hochziehen. Seit 12 Jahren versucht er auf seinem Posten die Arbeitsbedingungen in der sich stark wandelnden Industrie zu verbessern. Von Anfang an verfolgte er Aykas Investment und nahm sich der Rechte der Arbeiter an. „Die Verfassung schreibt vor, dass Unternehmen Gewerkschaften zulassen müssen“, sagt er. Wer sich dem widersetzt, handelt rechtswidrig und könne vor Gericht gebracht werden – theoretisch. Tatsächlich jedoch dürfen sich in vielen Fabriken Arbeiter nicht organisieren. „Vor allem die chinesischen und indischen Investoren möchten keine Gewerkschaften in ihren Fabriken, weil sie deren Macht aus ihren Heimatländern kennen“, klagt er. Auch bei Ayka gab es in den ersten Jahren keine Gewerkschaft. Die Dachgewerkschaft setzte sich für die Arbeiter ein und ihren Anspruch, sich organisieren zu dürfen. Ein erfolgreicher Schritt, der Strukturen geschaffen hat, die üble Verstöße ans Licht haben kommen lassen: Zwölf türkische Aufseher hatten ihre Macht ausgenutzt und die jungen äthiopischen Näherinnen mit Drohungen und leeren Versprechungen zum Sex in Hotels gedrängt. Angesom schaltete sich in den Konflikt ein. Schließlich feuerte Ayka die zwölf türkischen Arbeiter.

„Danach waren sie schockiert“, prahlt er mit donnernder Stimme und bricht in einen seiner häufigen Lacher aus, bevor er eine ihm wichtige Nachricht loswerden will: „Übrigens, all diese Verbesserungen gibt es nur wegen Tchibo!“. Nur sie hätten die Macht gehabt Tanju und sein Management dazu zu drängen, eine Gewerkschaft zu gründen, Sebastian Siegeles Beratungsgesellschaft als Unterstützung anzuheuern und den Fall der sexuellen Belästigung auch wirklich aufzuklären. „Heute ist Ayka unser Vorbild“, sagt er. Natürlich könne auch er sich noch über einiges ärgern. „Das Land bräuchte einen Mindestlohn etwa in der Höhe von 200 Dollar im Monat“, fordert er. Ayka ist davon weit entfernt. „Aber keine andere Fabrik erhöht das Gehalt jährlich um 25 Prozent“, fügt Angesom anerkennend hinzu.

Grundsätzlich weist Tanju solche Mindestlohnforderungen auch gar nicht von sich. „Das wäre schon möglich, aber nur, wenn sich hier die Effizienz verbessert“, sagt er lapidar. In Zeiten roter Zahlen möchte er deshalb lieber eine gegenteilige Mitteilung an die Arbeiter loswerden: In den Fabrikhallen hat er Zettel aushängen lassen in denen auf Amharisch, einer der Landessprachen Äthiopiens, über die schlechte Finanzlage aufgeklärt wird. Er hofft

auf ihr Verständnis und etwas Zurückhaltung bei der nächsten Lohnforderung. Die äthiopischen Kollegen im Management des Unternehmens schütteln allerdings mit den Köpfen, als Tanju sie bei der Krisensitzung darauf anspricht. Seine indirekte Botschaft sei überhaupt nicht angekommen.

Auch in den Fabrikhallen der Näherinnen wollten sie die Nachrichten aushängen. Für Arbeiterinnen wie Asgedache bedeutet eine Lohnerhöhung von 25 Prozent sehr viel. Sie unterstützt die Arbeit der Gewerkschaft – auch in der Hoffnung auf mögliche Gehaltssprünge. Die 23-jährige verdient umgerechnet etwa 45 Euro. „Die Ausgaben sind höher als die Einnahmen“, klagt sie. Deshalb wohnt sie noch immer bei ihrer Familie, etwa drei Kilometer von der Firma entfernt. Das Geld würde nicht ausreichen, um auszuziehen und auf eigenen Beinen zu stehen. Alternativen sind jedoch rar. Wie viele Äthiopier ist sie nach der zehnten Klasse nicht auf eine weiterführende Schule gegangen. „Ich habe lange nach einem Job gesucht, bis ich vor zwei Jahren auf eine Ausschreibung von Ayka gestoßen bin“, erinnert sie sich. Sie wurde sofort eingestellt – und arbeitet seitdem mal als Näherin und mal als Kontrolleurin der frisch genähten Kleidungsstücke ihrer Kolleginnen. Dabei kann sie nicht sitzen wie bei der Arbeit an der Nähmaschine. „Wenn ich stehe, bekomme ich Schmerzen in den Beinen“, beschwert sie sich. So ganz scheint sie selbst nicht zu wissen oder aussprechen zu wollen, was sie von ihrem Job hält. Sie ist froh, ihn überhaupt zu haben aber mag das Tempo nicht. Sie ist dankbar für das Essen in der Kantine aber sehnt sich nach einem höheren Lohn. Denn dann könnte sie genug sparen, um eines Tages ihren Traum zu verwirklichen, wie sie etwas verlegen sagt: „Ich möchte gerne mein eigenes, kleines Geschäft eröffnen“.

4. Vom Mehrbettzimmer ins Management

Bayu Treshome beendet das Gespräch und legt sein Handy auf den kniehohen Plastiktisch vor sich. Aus seiner Brusttasche zieht er einen Kugelschreiber und einen Stapel Klebekärtchen hervor. Er blättert durch die winzigen Seiten, bis er ein freies Fleckchen für eine Notiz findet. Die Vorder- und Rückseiten sind gefüllt mit Erinnerungen, Terminen, Telefonnummern und Facebook-Kontakten. Bayu ist mit seinen 21 Jahren bereits der Präsident der Studentenvertreter und, wie er selbst mit lässiger Miene versichert, ziemlich „busy“.

Anders lassen sich die Probleme an der Universität in Bahir Dar auch nicht anpacken. Bayu trägt die Forderungen seiner Kommilitonen an die Universitätsleitung heran und handelt Lösungen aus. Eine mühsame Aufgabe, insbesondere, wenn es wieder einmal die Grundbedürfnisse der Stu-

denten betrifft. „Meist geht es ihnen um die Wasserversorgung und die Wohnungssituation“, sagt er beiläufig und sieht sich sogleich gezwungen, eine Erklärung hinterherzuschieben: Mangeln würde es nicht nur an Betten in den Studentenwohnheimen. Wer dort lebt, würde manchmal vergeblich den Wasserhahn aufdrehen. Von der Versorgung abgeschnitten, müsse schlimmstenfalls sogar die Kantine den Betrieb einstellen.

Zeitgleich schlägt sich der Studentenvertreter durch sein Bachelorstudium am Äthiopischen Institut für Textil- und Modetechnologie, absolviert ein Praktikum in einer nahe gelegenen Textilfabrik und schmiedet großen Pläne für seine Zukunft: erst ein Masterstudium anschließen und dann die Promotion angehen, die ihm die Tür öffnen soll in das Management eines der großen Textilunternehmen des Landes.

Wie so viele Studenten seines Studiengangs ist er angetrieben von der Hoffnung. Sie, die Fachkräfte von Morgen, fiebern einer Zukunft entgegen, in der sie den Boom der äthiopischen Wirtschaft mitgestalten und für ihre Mühen entlohnt werden wollen. Denn noch macht sich der Segen des Wirtschaftswachstums in ihrem Studienalltag kaum bemerkbar. Überall mangelt es: an Räumlichkeiten, technischer Ausstattung – und nicht zuletzt an lehrenden Fachkräften selbst.

Die Universität Bahir Dars ist Teil einer ehrgeizigen Bildungsoffensive, die die äthiopische Regierung dem Land verschrieben hat. Gab es im Jahr 2007 erst sieben Hochschulen, sind es heute fast fünf Mal so viele. In Äthiopien, einem Land der dreifachen Größe Deutschlands, sprießen nun in den verschiedenen Bundesstaaten neue Institute und Wohnblöcke aus dem Boden. Bildung soll Äthiopiens Wirtschaft auf ein höheres Level heben. Das verarbeitende Gewerbe, insbesondere die Textilindustrie, soll dem Land langfristig zu zweistelligen Wachstumsraten verhelfen. Äthiopien ist mit fast 100 Millionen Einwohnern das bevölkerungsreichste Land Afrikas nach Nigeria. Zwei Drittel davon sind jünger als 25 Jahre alt. Die Wirtschaft sieht darin günstige, miteinander konkurrierende Arbeitskräfte. Meistens sind sie jedoch ungebildet. Das reicht für so manche Fließbandarbeit. In einer Umfrage der Beratungsgesellschaft McKinsey nennt die Mehrzahl der befragten Unternehmen jedoch „das fehlende qualifizierte mittlere Management als große oder sehr große Herausforderung“. Wenn weiterhin weniger als jeder zwanzigste die Hochschule besucht, wird sich daran nichts ändern. Das weiß auch die äthiopische Führungselite.

Ihre Botschaft an das Volk predigen sie gleich nach der Einfahrt in die Stadt. „It all starts with education“, heißt es dort auf einem Schild am Straßenrand. Gegenüber reihen sich identische, meist unverputzte und noch unbezogene Studentenwohnheime nebeneinander. Mit einer Handvoll größerer Unternehmen, einem Inlandsflughafen und Attraktionen für religiöse Pilger

und Touristen ist die Stadt ein Magnet der Region – trotz der nur etwas mehr als 300.000 Einwohner. Bahir Dar grenzt an den Tana-See, bekannt für jahrhundertealte Klosterinseln und die Mündung des blauen Nils, der sich etwas außerhalb der Stadt in einem Wasserfall in die Tiefe stürzt. Überlandbusse schaukeln die Besucher in etwa elf Stunden aus dem rund 650 Kilometer entfernten Addis Abeba in den hügeligen Nordwesten des Landes.

In der Stadt pendeln Busse und Tuk-Tuks die Studenten und Dozenten des Textilinstituts auf einer schnurgeraden, etwa zwei Kilometer langen Straße hin und her. An einem Ende, im Stadttinneren, liegt das polytechnische Institut für die praktischen Seminare. Am anderen Ende, am Stadtrand, erstreckt sich hinter einem imposanten Torbogen der Campus – mit Seminarräumen, Kantinen und Wohnheimen. Auf etwa der Hälfte der Fahrt schimmert die teilweise verglaste Fassade eines neuen, runden und siebenstöckigen Prestigeobjekts in der Sonne: der „Wisdom Tower“, wie das Verwaltungsgebäude mittlerweile ehrfürchtig auf den Straßen der Stadt genannt wird.

Eines der geräumigen Büros hat der wissenschaftliche Leiter des Instituts Addisu Ferede bezogen. Mehr als ein halbes Dutzend Kollegen passen für Meetings an den dunklen, sorgfältig polierten Konferenztisch. Er selbst, ein schlanker und unscheinbarer Typ in einem großen Anzug, sitzt für gewöhnlich hinter seinem massiven, mit einer äthiopischen Flagge dekorierten Schreibtisch. Dies lässt ihn kleiner wirken als er eigentlich ist.

Er hat Großes vor. „Bis 2025 wollen wir eines der drei besten Institute in ganz Afrika sein“, referiert er routiniert über die Vision der Hochschule, die – selbstverständlich – in Harmonie zu den Entwicklungszielen des Landes steht. Mehr als 50.000 Menschen arbeiten schon heute in der äthiopischen Textilbranche und produzieren Kleidung für Modeketten wie H&M, Tchibo und Primark. Etliche neue Hersteller haben nun Investments gestartet, teilweise bereits Fabriken gebaut. Darunter sind Unternehmen, die früher in Ländern wie Bangladesch und Indien ihr Geld mit Textilien verdient haben und bekannte Namen wie Calvin Klein, Tommy Hilfiger, Esprit, Levi's, Vanity Fair, Puma, KiK und Lidl beliefern. 100.000 weitere Jobs könnten sie in den nächsten Jahren ins Land bringen. Die „Manpower“, wie Addisu es ausdrückt, würde sein Institut liefern.

Von den 45.000 Studenten in Bahir Dar sind 3.000 am Textilinstitut eingeschrieben. Die meisten lernen Textilingenieurwesen, wie auch einst Addisu. Andere spezialisieren sich auf Lederverarbeitung, Modedesign oder die Vermarktung. Mit der Branche wächst auch das Institut. Nach und nach werden sie umziehen auf einen neuen Campus, ausgerichtet für 7.000 Studierende. Schon jetzt müssen sie Planänderungen vornehmen – und die Vierbettzimmer mit zwei zusätzlichen Matratzen ausstatten, um genügend Platz in den Wohnheimen zu schaffen.

Auf dem alten Campus am Stadtrand müssen die Seminare manchmal auf das Wochenende gelegt werden, weil die Räume unter der Woche belegt sind. Es ist Montagnachmittag und Mister Ayno, wie der Seminarleiter von den Studenten genannt wird, bringt in einem der Zimmer gerade das Know-How über maschinelles Stricken bei. Der Kragen seines Hemds und der Hosensbund sind ausgefranst. Ein goldener Manschettenknopf am Ärmel zeugt jedoch davon, dass er Wert auf eine gepflegte Erscheinung legt.

Der Unterricht findet nicht in ausladenden Hörsälen statt, sondern in Seminarräumen im Format von Klassenzimmern. Die Studenten sitzen lose verteilt auf jenen Stühlen, die weltweit Seminarräumen ihren unverkennbaren Charakter verleihen: simple Konstruktionen aus Holz und Metall, versehen mit einer einseitigen Schreibablage. Nur, dass sie hier etwas stärker mitgenommen wirken. Mister Ayno hat den Beamer in der ersten Reihe auf einer der Lehnen platziert. Die ist so heruntergebogen, dass ein schiefes Bild an die Wand projiziert wird.

Mister Ayno spielt ein Video mit kaum hörbarer Lautstärke ab. Er ignoriert die Erklärstimme und hält den Film immer wieder an, um anhand des Abbilds an der Wand die verschiedenen Strickmuster zu erläutern. Etwa 40 Studenten, die meisten männlich, blicken ihren Dozenten aufmerksam an. Er erklärt ihnen, wie sie Strickblusen entwerfen können, welche verschiedenen Designs zur Wahl stehen und welche Techniken die Maschinen umsetzen können. Auf Englisch stellt er ihnen zwischendurch Fragen. Im Chor murmeln sie die Antworten, notieren sich diese in kleiner, sparsamer Schrift in schmalen Heften, die auch die Mitschriften anderer Veranstaltungen enthalten. Für die meisten ist es das Einzige, was sie zur Uni mitnehmen. Sie sind um die 20 Jahre alt und wissen, dass sie nicht von Gelegenheitsjobs leben wollen wie viele ihrer Eltern. Sie wollen diejenigen sein, die eines Tages die Textilfabriken des Landes managen, die die Näherinnen koordinieren und in den Web- und Spinnabteilungen dafür sorgen, dass alles rund läuft.

Es sind jene Momente in dem Klassenzimmer, in denen die Hoffnung spürbar wird, die die wachsende Textilbranche weckt. Die Energie wird sichtbar, die die Studenten in das fünfjährige Bachelorstudium stecken – aber auch die Last, die auf ihren Schultern liegt. Schwer wiegt die Pflicht, in ihrem Leben Großes erreichen zu müssen.

Doch schon ein Blick in das Dozentenverzeichnis bremst überflügelnde Erwartungen. Unter den rund 120 Lehrkräften sind nur sieben Professoren und sechs mit einer Assistentenstelle. Im eigenen Land lassen sich nicht genügend Experten auftreiben. Die Universitätsleitung wirbt deshalb offensiv in Ländern wie Indien, in denen die Textilbranche eine längere Tradition vorweist. Drei Dozenten arbeiten im Bereich Maschinenbau und einer als Chemiker: Professor Saminathan Rathnapandian.

Vor zehn Jahren war er schon einmal für vier Jahre in Bahir Dar, um angewandte Chemie zu unterrichten. Nun ist er für zwei Jahre zurück. „Ich war beeindruckt, wie viel sich in meiner Abwesenheit verändert hat“, sagt er rückblickend. Den „Wisdom Tower“ habe es damals noch gar nicht gegeben. Das Leben insgesamt sei schneller geworden und die Preise seien explodiert für Alltägliches wie ein Feierabendbier – oder einen Macchiato. Für die Pausen zwischen zwei Unterrichtseinheiten, die er gerne in der Cafeteria im Freien auf dem Gelände des polytechnischen Departments verbringt, sei dies das perfekte Getränk: in kleinen Gläsern servierter Milchschaum mit einem Schuss äthiopischen Kaffees.

In Sichtweite stehen die Baracken, in denen er und seine Kollegen unterrichten. Oft müssen sie improvisieren. Im „Textil-Workshop“ sind die Maschinen ausgestellt, die in der industriellen Praxis für die verschiedenen Arbeitsschritte gebraucht werden. Viele sind ausgefallen – und erfüllen ihren Demonstrationszweck nur noch eingeschränkt.

Professor Saminathan komme mit der Ausstattung seines Chemielabors zurecht, wie er sagt. Ein paar Studenten grübeln über Formeln, andere haben sich weiße Kittel übergezogen und experimentieren mit Mischungen, die Textilfasern geschmeidig und robust machen und die Farben, Längen und Breiten von Stoffen bestimmen. Allzweckwaffen sozusagen. „Die chemische Bearbeitung am Ende ist der entscheidende Schritt für die Qualität von Stoffen“, erläutert der Professor. Der richtige Umgang mit komplexen Salzen beispielsweise könne mit ein paar Schulungen beigebracht werden, meint er und zieht einen Vergleich heran: „Wie beim Kochen gibt es ein Rezept, das über die Zusammensetzung der Chemikalien informiert. Die exakte Menge der Zutaten kann sich aber auch von Mal zu Mal unterscheiden“. Nur wer ein grundsätzliches Verständnis der Materie habe, könne auf Chemikalien eines neuen Lieferanten oder andere Temperaturen mit der nötigen Präzision reagieren.

„Der Markt ist vom Konsumenten getrieben“, beobachtet Saminathan. Fordern Verbraucher Umweltstandards ein, pochen Modeketten wie Zara und H&M auf bestimmte Zertifikate. Die Textilfabriken müssten darauf eingehen – wenn sie weiterhin Aufträge bekommen wollen. Saminathans Studenten sollen die angeforderten Standards eines Tages in die Tat umsetzen können – und den Unternehmen noch einen weiteren Vorteil verschaffen: „Ist es beispielsweise möglich, mit einem Zehntel der Menge einer Chemikalie genauso gut zu produzieren wie zuvor, schont dies nicht nur die Umwelt, sondern senkt auch die Kosten“.

Damit die Studenten wissen, was sie später einmal erwartet, müssen sie Praktika absolvieren. Die Universität hat in vielen Landesteilen Firmen als Partner gewinnen können. „Theorie und Praxis halten sich die Waage“, ho-

noriiert der Studentenvertreter Bayu den Ansatz. Er selbst arbeitet gerade bei Bahir Dar Textiles. Seit Jahrzehnten stellt die Firma am Stadtrand Textilien her. Vor allem produzieren sie Heimtextilien wie Bettbezüge für den lokalen Markt. Das wollen sie ändern – und beliefern bereits ein norwegisches Unternehmen. Bayu bezeichnet seine Zeit in der Firma als eine „Win–Win–Situation“. Er lernt die Praxis kennen – und muss im Rahmen einer Seminararbeit darlegen, wie Prozesse verbessert werden können. „Ich mag es, Probleme zu lösen“, erklärt er seine Motivation, in die Textilindustrie einsteigen zu wollen. „Und Probleme gibt es viele in diesem Land“.

5. Des Kaisers Geschenk an den Clan

Demelew Geberew lässt seinen Blick schweifen. Erst auf sein Feld und den vier Meter hohen Haufen weißer Baumwolle. Dann verengen sich seine Augen. Er schaut in die Ferne in Richtung des Flusses auf das Land, das er gerne bewirtschaften würde. Aber nicht darf.

Seit 14 Jahren investiert der 57–Jährige in das Geschäft mit der Baumwolle. Er sitzt an einem Wassergraben, einem kleinen Arm des Kanalsystems, der an das Feld grenzt. Hosenträger spannen sich über den runden Bauch, der sich unter einem Holzfällerhemd verbirgt. 50 Hektar Land gehören ihm hier. Nur etwas weniger als ein durchschnittlicher Landwirt in Deutschland besitzt. Weitere Flächen, meist mehrere hundert Hektar groß, kontrolliert er in der Region. Seinen Einfluss möchte er weiter ausdehnen. Manchmal gelingt ihm dies – und manchmal nicht. Scheitert er, liegt das meist an der Ablehnung durch die lokale Bevölkerung.

„Man muss mit den Mitgliedern der Clans verhandeln“, sagt er zerknirscht. „Ohne ihre Erlaubnis hat man keine Chance“. Bei den Zusammenkünften mit einem der Clans hätten sie ihre Macht voll ausgespielt und immer höhere Forderungen gestellt. Er hätte neben den üblichen Zahlungen für jedes Clan–Mitglied auch für Krankenhausbesuche aufkommen müssen. Er ließ sich nicht auf das Geschäft ein – und zog eine Lehre daraus: „Man muss ihnen mit Vorsicht begegnen“.

In anderen Teilen Äthiopiens hätte Demelew eine komfortablere Verhandlungsposition – und müsste womöglich kaum auf die lokale Bevölkerung achten. Es ist üblich, dass die äthiopische Regierung zahlungswilligen Investoren aus aller Welt riesige Landstriche offeriert, für die Menschen umgesiedelt werden müssen. Auf Menschenrechte würde dabei wenig Rücksicht genommen, kritisieren Nichtregierungsorganisationen. Kaum ein Land würde Land Grabbing so rücksichtslos fördern wie Äthiopien.

Wer wissen möchte, was passiert, wenn einfache Menschen über die Zu-

kunft ihres Landes mitbestimmen dürfen, muss in jenes heiße Tiefland reisen, gelegen am Awash-Fluss im Osten des Landes. Hier, am unteren Ende der Afar-Region, macht das äthiopische Landrecht ein paar Ausnahmen – zu Gunsten der lokalen Bevölkerung.

Es braucht eine halbe Tagesreise, um von der Hauptstadt in die fruchtbare Region hinter der Stadt Awash zu gelangen. Sie befindet sich dicht an der Landstraße, auf der die Lastwagen zwischen Addis Abeba und Dschibuti hin und her brettern. Schotterpisten zweigen von ihr ab, führen zu kleinen Städten, Dörfern und Plantagen, manchmal tausende Hektar groß, deren Enden sich nur erahnen lassen. Staubige Wege durchkreuzen sie. Ist die Baumwolle bereits geerntet, streifen Nomaden entlang des niedrigen Gestrüpps.

Die Jungs und Männer, stolz ihr krauses Haar im Afro-Look tragend, haben sich in bunte Gewänder gehüllt mit langen Messern an den Hüften. Sie treiben das Vieh vor sich her: große, magere Rinder mit imposanten Hörnern, hektisch trippelnde Ziegen, Schafe und gemächliche Dromedare. Die Frauen und Mädchen halten das Hab und Gut fest, das sie um die Körper der Tiere gebunden haben, schleppen selbst etwas davon oder tragen die in Tücher gewickelten Kinder auf ihren Rücken. Die vielen nackten Füße, Latschen und Hufe, die sich in den Boden graben, lassen den Staub aufwirbeln und zu meterhohen Wolken aufziehen. Dutzende davon steigen von einem der weiten Felder empor.

Die meiste Zeit des Jahres streifen die Stämme durch die Region. Sie sind auf der Suche nach Weideland und Wasser für die Tiere – und manchmal auch nach Arbeit für die Menschen. Während der Erntemonate packen einige von ihnen auf den Feldern mit an. Für gewöhnlich ist dies jedoch eine Aufgabe, auf die die sesshaft gewordenen Clans bestehen.

Mit einem Alter von nur 30 Jahren führt Ali Ebrahim einen von ihnen an. Investoren müssen sich mit ihm arrangieren. Ob sie es wollen oder nicht. Etwa 10.000 Menschen gehören seinem Clan an. Mittlerweile leben die meisten von ihnen in Werer. Das kleine Städtchen ist umgeben von Feldern und Buschland, durch das sie ihre Tiere treiben. Kleine Gassen führen zu den Häusern, Hütten und versteckten Innenhöfen. Ein schmaler Vorraum ist mit blumenverzierten Vorhängen ausgestattet. Ali hockt in einer Sitzecke aus Matratzen und Kissen. Das grün und weiß karierte Hemd hat er so weit aufgeknöpft, dass sein Unterhemd zum Vorschein kommt. Ab und an nippt er bedächtig an seiner Sprite und stellt erst einmal klar, wer hier das Sagen hat: „Alles wird im Clan geregelt“, erklärt Ali. „Hier geht man nicht vor Gericht“. Egal, ob es sich um Diebstahl, Betrug oder Mord handeln würde. Letztlich hätte auch sein Clan eine Art Gewaltenteilung: eine Instanz beispielsweise, die sich um die Bestrafungen kümmern würde: „Und ich bin so etwas wie der Premierminister“, sagt er und lacht laut auf, was die beiden

anderen anwesenden Clan-Mitglieder ihm gleichtun.

Sein Selbstbewusstsein fußt nicht nur auf alten Traditionen, sondern auch auf Besitz: 1.600 Hektar Land gehört dem Clan. Stolz erzählt er von dem Vermächtnis. Haile Selassie persönlich, der letzte Kaiser Äthiopiens, hatte es seinen Vorfahren offiziell übergeben. Weder nach Selassies Sturz im Jahr 1974, noch in den folgenden Jahrzehnten der kommunistischen Militärdiktatur und nach der marktwirtschaftlich demokratischen Öffnung in den 1990er Jahren änderte sich daran etwas. „Niemand kann es uns wegnehmen“, folgert das junge Oberhaupt. In Äthiopien stellt das eine Ausnahme dar. Für gewöhnlich geht Land nie völlig in den eigenen Besitz über, sondern kann für höchstens 99 Jahre gepachtet werden. Der Staat behält die Hoheit darüber.

Ali ist sich dieser Sonderrolle bewusst. Gekonnt spielt er sie aus. Immer wieder treten Investoren an ihn heran, wollen ihn dazu überreden, bestimmte Früchte anbauen zu lassen. Auch Baumwolle war schon im Gespräch. Manchmal stimmt er den Angeboten zu. Passen sie ihm allerdings nicht, dann besteht er auf höheren Preisen und Sonderleistungen. Einigungen kommen dann meist nicht mehr zustande. Investoren lästern daher über die Clans. Sie unterstellen ihnen, träge zu sein und jegliche Entwicklung zu blockieren: die eigene und die des Landes. Tatsächlich setzen Clan-Führer wie Ali jedoch auch auf eine Verteidigungsstrategie, die den Lebensunterhalt der Mitglieder sichern soll. So bleibt ihnen Land, das sie nutzen können um die Tiere weiden zu lassen, eigenständig Früchte anzupflanzen oder es vor der Überbewirtschaftung zu schützen. Grundsätzlich hat Ali gar nichts gegen Baumwolle. „Wir haben mit Wildschweinen zu kämpfen, die über essbare Pflanzen herfallen“, sagt er. Baumwolle wäre da eine Alternative. Insbesondere, wenn eine prosperierende Textilbranche die Preise nach oben treiben würde. Wichtig sind ihm die Bedingungen, für die er Land abtreten lässt.

Für Farmer wie Ahmed Mohammed ist es wichtig, sich nicht mit den Clans zu überwerfen. Er braucht deren Mitglieder als tüchtige Arbeiter auf seinen Feldern. Seit zwölf Jahren bewirtschaftet er einen Betrieb, der heute 2.000 Hektar umfasst. Sein Hof liegt wenige Minuten von einem jener gigantischen Felder entfernt, weit abgelegen von der stark befahrenen Landstraße für die LKWs. Die heiße Mittagssonne knallt auf den etwas mitgenommen wirkenden Fuhrpark. Mehrere Dutzend Dromedare lungern vor dem einstöckigen Verwaltungsgebäude. Zwei Tische wurden aneinandergeschoben, um einen Ort für Meetings zu schaffen. Mohammed trifft ein paar Minuten verspätet ein, setzt sich an den Kopf und stürzt eine halbe Flasche kalten Mineralwassers herunter, bevor er dazu ausholt, die Arbeitsweise einer kommerziellen Farm zu erläutern.

Für die Aussaat setzt Mohammed mittlerweile Traktoren ein. In diesen

Zeiten ist er auf weniger Arbeiter angewiesen. Bei hohem Pegel des Awash-Flusses lässt er mittels Kanälen das Wasser in Richtung der Felder verteilen und dort von Dämmen aufhalten. An bestimmten Stellen reißen Arbeiter sie dann ein, um die Felder mit Wasser zu fluten.

Die meisten Arbeiter braucht er, damit sie ihm die Baumwolle mit bloßen Händen von den Sträuchern zupfen. Wie viele es genau sind, weiß er nicht aus dem Stegreif. Er fängt an zu rechnen, nennt die Mengen, die ein Arbeiter am Tag schafft, Zeiten und Flächen. Überschlägt man die Zahlen, kommt man auf fast 3.000 Arbeiter, die er in der etwa einmonatigen Erntezeit einsetzt. Das klingt gigantisch. Die Fläche ist es jedoch auch: Hätte sie die Form eines einen Kilometer breiten Streifens wäre dieser 20 Kilometer lang. Dieses Jahr jedenfalls waren es weniger als in den Jahren zuvor. Eine Dürre hat dem Farmer zu schaffen gemacht. „Leider ist auch noch der Ertrag über die Jahre gesunken“, klagt er. Die Monokultur hat die Böden ausgelaugt.

Immer wieder nimmt Mohammed Anrufe auf seinem klobigen Mobiltelefon entgegen. Er trägt ein weißes Gewand und eine weiße Takke, eine muslimische Gebetsmütze. Wie alle Mitglieder der sesshaften Clans der Region gehört er dem Islam an. Mohammed wünscht sich mehr Unterstützung: Zugang zu besserem Saatgut, zu Dünger und Pestiziden. Der Preisdruck im Geschäft mit der Baumwolle sei ohnehin schon stark genug – vor allem, weil die Baumwolle nicht wie in manch anderen Ländern subventioniert wird. Da müsse er knapp kalkulieren. Umgerechnet etwa 30 Euro im Monat bekommen die Pflücker in der Region für gewöhnlich.

„Ich habe kein Problem mit der lokalen Bevölkerung“, beschwichtigt er, fügt aber sogleich hinzu: „Hinsichtlich des Profits ist es eine unausgewogene Situation“. 35 Prozent davon müsse er an die sesshaften Stämme abgeben. Aber er habe sich damit arrangiert. Heute, so Mohammed, gäbe es keine Konflikte mit ihnen, auch, „weil wir keinen Expansionsplan haben“.

Arkebe Gebregziabher möchte die Gemengelage nicht bewerten. Die Jahrzehnte in der Region haben aus dem 51-jährigen Wissenschaftler zwar einen erfahrenen Beobachter gemacht. Er äußert sich jedoch lieber mit der vorsichtigen Umschreibung des abweichenden Landrechts als einem „administrativen Problem“. Früher hätte das den Baumwollanbau auch kaum beeinflusst. Seit 47 Jahren besteht am Rande des Städtchens Werer das Forschungszentrum für Landwirtschaft, das Arkebe heute leitet. Vor rund vierzig Jahren galt die Baumwollregion im Awash-Tal als die wichtigste des ganzen Landes. Heute wird nur noch die Hälfte der damaligen Fläche bewirtschaftet. Manche Felder sind ausgelaugt. Vor allem jedoch wendeten sich die Baumwollinvestoren anderen Regionen des riesigen Landes zu. Dort gibt es weniger jener „administrativen Probleme“ mit Clans, die ein Mitspracherecht haben. An den Ufern des Awash-Flusses haben sich hinge-

gen Zuckerrohrplantagen ausgebreitet – meist geleitet von staatlichen Unternehmen.

Als Konsequenz daraus untersucht Arkebes Institut nun auch vermehrt andere Pflanzen wie Mais, Sesam oder Hirse. Rund um das eingezäunte Forschungsgelände reihen sich dutzende Testfelder aneinander. Innerhalb der Anlage sieht es aus wie auf dem Gelände einer etwas in die Jahre gekommenen Ferienanlage. In einstöckigen Pavillons leben die Angestellten mit ihren Familien. Zwischen ihnen spenden Laubbäume und Palmen Schatten. Bunte Vögel flattern über kleine Parzellen, auf denen Nutzpflanzen wachsen.

In einem Schuppen am hinteren Ende des Areals rattert und scheppert eine Entkörnungsanlage. Die Jahrzehnte alte Maschine aus Italien trennt die watteartigen Fäden von den Samen und spuckt die Baumwolle auf den Boden aus. In den angrenzenden Regalen stapelt sich säckeweise Saatgut – jeweils mit dem Namen der Kreuzungen versehen, erläutert Arkebe. „Wir konnten die Qualität und die Produktivität stark verbessern“. Etwa um den doppelten Ertrag pro Hektar. Die Fördergelder würden jedoch versiegen. Im gegenüber liegenden Labor wird die Baumwolle untersucht. Aber viele der Instrumente sind ausgefallen. Die Regierung öffnet das Entwicklungsbudget vermehrt für andere Einrichtungen, stellt Arkebe resigniert fest: „Darauf können wir keinen Einfluss nehmen“.

Das Zugpferd der Branche soll das „Äthiopische Textil Industrie Entwicklungs-Institut“ sein. Das moderne, fünfstöckige Gebäude mit dem zylinderförmigen Glaseingang agiert als eine Art Inkubator, in dem alle beteiligten Fachrichtungen zusammengeführt werden. Vor sechs Jahren wurde es in einem Industriegebiet etwas außerhalb von Addis Abeba errichtet. Hier werden Marktanalysen erstellt und Experimente mit Textilfasern durchgeführt. Legesse Dinka ist seit etwa einem Jahr der Teamleiter der Entwicklungsabteilung für Baumwolle. Der 45-Jährige muss die Abteilung neu aufstellen – mit einer effizienten Kommunikation zwischen seinem Institut an der Spitze, Einrichtungen auf regionaler Ebene und den Landwirten an der Basis.

Legesse wirbt mit derselben Zahl, die sich auch in zahlreichen Investmentbroschüren findet: Drei Millionen Hektar Land stünde für den Anbau von Baumwolle zur Verfügung. Eine Fläche, etwa so groß wie Brandenburg und mit einem gigantischen Potential, weil nur etwa sieben Prozent davon bislang bewirtschaftet werden. „Es ist wirklich toll“, fängt er an zu schwärmen. „Der Boden, das Wetter, alles passt perfekt für die Baumwolle“. Besonders gute Bedingungen gäbe es im heißen Tiefland an den Landesgrenzen: in Gambella und Beninshangul im Westen und im abgelegenen Süden des Landes. „Omo ist am besten“, sagt er.

Das haben auch Investoren so gesehen. Ein Joint Venture mit einem tür-

kischen Taxiunternehmen beispielsweise hat in Süd-Omo 10.000 Hektar Land entwalden lassen – für den großflächigen Anbau von Bio-Baumwolle. Vor eineinhalb Jahren hat das Branchenmagazin *Ecotextile* schwere Vorwürfe erhoben: Die Baumwollfarm würde eine einzigartige Biodiversität zerstören und den wandernden Stämmen Weideland entziehen und sie so ihrer Lebensgrundlage berauben. Auch Ayka Addis, dem ebenfalls türkischen Produzenten und Zulieferer von Tchibo hat die Regierung Land gegeben. Nach einer internen Untersuchung hat das deutsche Unternehmen den Textilhersteller jedoch dazu gedrängt, sich woanders nach neuen Flächen umzusehen. Die bekannten Motive der indigenen Bevölkerung Omos füllen das Hochglanzpapier einiger Kaffeetisch-Bücher: mit Tellerlippen geschmückte Frauen und mit weißer Farbe verzierte Jäger. Ein Eingriff in ihre bedrohte Lebensweise lässt sich in Nachhaltigkeitsberichten nur schwer rechtfertigen.

Reisen Menschenrechtsorganisation und Wissenschaftler zu den Hot-Spots der Investoren, kommen sie häufig mit bedenklichen Studien zurück: Oft würde die lokale Bevölkerung übergangen, eingeschüchtert, verdrängt und unzureichend kompensiert.

Legesse kennt die Vorwürfe und widerspricht: „Niemand kommt dabei zu Schaden“, beschwichtigt er. Alles geschehe in einer „nachhaltigen Weise“, versichert er. Man setze sich mit den Menschen zusammen, würde fair verhandeln und sich auf angemessene Entschädigungen einigen – in Form von Häusern und Infrastruktur. Aber, so fügt er hinzu, dürfe auch der landrechtliche Hintergrund nicht außer Acht gelassen werden: „Das Land gehört der Regierung und die setze es zum Nutzen des Landes ein“, verteidigt er das Vorgehen. Berichte über gewaltsame Proteste und Menschenrechtsverletzungen will er beiseiteschieben. „Am Ende kommt es immer zu einer Einigung“, beteuert er. „Denn auch die Menschen wissen ja, dass alles nur zum Wohle des Landes ist“.

Was jeweils wirklich vor Ort passiert, lässt sich nur schwer aufklären. Es gibt nur wenige Medienberichte von Journalisten, die sich in die Regionen begeben haben. Sie müssen eine Akkreditierung beantragen – nicht nur für ihr Thema, sondern auch für den Ort der Recherche. Für derlei heikle Sachverhalte gibt das Kommunikationsministerium gewöhnlich kein grünes Licht. Dies ist auch ein Teil der Erklärung, weshalb Äthiopien unter den 180 Ländern des Pressefreiheitsindex weit hinten auf Rang 142 liegt.

Eine der letzten Bastionen wahrheitssuchender Freidenker besteht aus einer Gruppe von Wissenschaftlern: dem Forum für Soziale Studien, geleitet von Dessalegn Rahmato. Das Gebäude des Instituts liegt in der Nähe des Flughafens der Hauptstadt. In einer Hauptstraße im Erdgeschoss haben sie eine kleine Bibliothek und im ersten Stock ein paar Büros eingerichtet. In

seinem kargen Zimmer wirkt Dessalegn etwas ausgezehrt. Er scheint hingenommen zu haben, dass seine Arbeit in Äthiopien wenig unterstützt und kaum beachtet wird. Gleichzeitig ist er aber erleichtert, dass er in der Nische nicht allzu eingeschränkt arbeiten kann. Dessalegn kennt die Argumente der Werbebroschüren. Auch jenes Versprechen, dass riesige Landstriche unbewohnt und nicht bewirtschaftet seien. „Aber vor Ort kann es dann ganz anders aussehen“, sagt er. Er sitzt auf einem Stuhl in der Besucherecke, die Beine überkreuzt. Auch im Hausinneren trägt er eine ausgewaschene Baseballcap aus Jeansstoff, als wäre er sofort zum Aufbruch bereit, die nächste Feldstudie in der sengenden Hitze des Tieflands durchzuführen.

„Die Probleme hängen nicht mit einer spezifischen Pflanze zusammen“, sagt er. Zu Konflikten um Landflächen komme es bei Baumwolle, Zuckerrohr, Reis, Soja und Sesam gleichermaßen. Denn rechtlich würden sich die meisten Landesteile kaum unterscheiden: Das Land gehöre den Menschen nicht – oder sie könnten einen Anspruch nicht mit Papieren belegen. Dessalegn Rahmato wählt seine Worte mit Bedacht. Er vermeidet eine direkte Kritik an der Regierung, auch wenn sich aus seinen Worten erschließen lässt, dass auch ein politisches Problem vorherrscht: „Es gibt keine wirkliche Vertretung oder Bewegung der Bauern“, bedauert er. Auf dem Land könnten sich die Menschen kaum organisieren, sich nicht abstimmen, hätten es schwerer in Verhandlungen und kaum Chancen, Konflikte vor Gericht auszutragen.

Im Jahre 2009 wurde das „Civil Society Law“ verabschiedet, das Nichtregierungsorganisationen die politische Arbeit massiv eingeschränkt hat. Die Gründung einer Menschenrechtsorganisation in einer der betroffenen Gebiete gilt als nahezu unmöglich. Kritische Beobachter beschreiben Äthiopien daher als „Entwicklungsdiktatur“. Das Land würde eine ähnliche Strategie wie in China, Singapur oder afrikanische Staaten wie Ruanda verfolgen. Dem Wirtschaftswachstum und dem Fortschritt einer Nation würde im Zweifel Vorrang gelassen vor den Menschenrechten einzelner.

In Folge der sich verschärfenden politischen Repression haben Organisationen wie die deutsche Friedrich–Ebert–Stiftung das Land verlassen. Nun können sie nur noch indirekt wirken. Zum Beispiel, indem sie die Publikationen Dessalegns unterstützen. In einer davon aus dem Jahr 2011 hat er wissenschaftliche Studien vor Ort, offizielle Informationen und Medienberichte ausgewertet. Die Daten untermauern die Kritik an den Umsiedlungsprogrammen. Dessalegn ruft in seiner Bewertung die Hungerkatastrophe aus den 1980er Jahren ins Gedächtnis – und verweist auf die vorrangige Bedeutung der Landflächen für die Ernährung der Äthiopier selbst.

Im Nachhinein kann der Bericht wie eine düstere Prophezeiung gelesen werden: Seit dem Herbst 2015 kämpft Äthiopien erneut mit einer Dürre. 15

Millionen Menschen sind von einer Hungersnot betroffen. Gleichzeitig liegen viele der an internationale Investoren abgetretenen Flächen brach. Spekulanten könnten sie sich unter den Nagel gerissen haben, befürchtet Desalegn: „Meine Vermutung ist, dass sie sie nur gekauft haben, um sie später wieder teurer zu verkaufen“.

6. Zuckersirup für die Zweifler

In nur 15 Kilometern Entfernung endet die Welt, die Ayechew Mengiste vertraut ist. Mit Gewehren bewachen dort Beamte den Grenzposten, der Äthiopien vom kriegsgeplagten Nachbarland Sudan trennt. Kumerafet, das Heimatdorf des Kleinbauern, liegt näher an der Hauptstadt des Sudan als an Addis Abeba. Trotzdem wird die Ernte des Bauern meist ins Landesinnere transportiert: Sesam, Süßkartoffeln und Hirse beispielsweise. Um in Richtung der äthiopischen Hauptstadt zu gelangen, müssen sich die Lastwagen in das über 1.000 Meter höher gelegene Gondar quälen und von dort aus die beschwerliche Reise fortsetzen. Bislang hat sich der 46-Jährige Landwirt teilweise mit dem lokalen Markt begnügt. Das ändert sich nun: Ayechew gehört zur ersten Generation äthiopischer Kleinbauern, die Baumwolle anpflanzt, die schließlich weiterverarbeitet und als Shirts, Hosen und Bettwäsche in den Einkaufsregalen wohlhabender Länder ausliegen wird.

Möglich macht dies die Hamburger Aid by Trade Stiftung. Schon der Name trägt den Glauben an die Kräfte der Marktwirtschaft vor sich her. Eine Therapie am Spendentropf? Die würde Äthiopien nicht auf die Beine helfen. Langfristig würden nur gegenseitige Geschäftsbeziehungen wirken. Ähnlich wie bei der Zertifizierung von Bio-Möhren und Fair-Trade-Kaffee hat die Stiftung vor etwas mehr als zehn Jahren ein Siegel entwickelt: „Cotton made in Africa“ (CmiA), mittlerweile eines der bekanntesten für den Anbau von Baumwolle. Erfüllen die Landwirte bestimmte Nachhaltigkeitskriterien, können sie mit dem Zertifikat auch an anspruchsvolle Textilfirmen liefern. Mit Farmern in Ländern wie Burkina Faso, Sambia und Tansania hat CmiA bereits zusammengearbeitet. Nun wollen sie auch den äthiopischen Landwirten die Hand reichen – auch, weil sie und ihre Partnerunternehmen selbst davon profitieren. Social Business eben.

Ayechew packt heute nicht mit auf seinen Feldern an. Wie etwa 40 weitere Kleinbauern hat er sich heute am Rande Kokits eingefunden. Schmutzige Straßen mit Lehmhütten, in denen kleine Geschäfte, Bars und Wohnungen eingerichtet sind, führen zu dem staubigen Dorfplatz. In einer Schulung werden die Bauern mehr über den Baumwollanbau erfahren. Die Bänke einer nahe gelegenen Schule wurden herbeigetragen und unter einem Schat-

ten spendenden Baum aufgestellt. Schon um zehn Uhr morgens strahlt die Sonne so gnadenlos von dem wolkenlosen Himmel, dass sie die Bänke noch weiter zusammenrücken müssen. Unter den Zuhörern sind ein paar Frauen. Die meisten sind jedoch Männer, ältere und jüngere in gewöhnlicher Straßenkleidung. Mehr zum Schmuck als zur Verteidigung schleppt manch einer ein Gewehr mit sich herum.

Asefa Aga hat sich vor eines der Pulte gestellt und hält seinen Vortrag. Er redet frei und auf Amharisch, der einzigen Sprache, die alle Landwirte beherrschen. Er ist der Vorsitzende der äthiopischen Vereinigung der Baumwollproduzenten. Einst wurde der kleine Verband kaum beachtet, der nun von Anfragen aus aller Welt überhäuft wird, seitdem die äthiopische Textilindustrie in Fahrt gekommen ist. CmiA hat ihn als ausführenden Partner vor Ort gewinnen können. In Äthiopien ist die Kooperation ein Pilotprojekt. Deshalb reist er persönlich in die entlegene Gegend, gemeinsam mit einem Agrarökonom und dem regionalen Koordinator der Landwirte. Sie erklären den Farmern, wie sich die Preise für Baumwolle bilden, wie wichtig es ist, zum richtigen Zeitpunkt zu sähen – und welche Regeln eingehalten werden müssen, um nicht aus dem Programm geworfen zu werden.

CmiA hat ein Ampel-System eingeführt. „Es gibt bestimmte No-Go-Areas“, erklärt Asefa. „Die Verwendung verbotener Chemikalien zum Beispiel führt automatisch zu einer Disqualifizierung“. Landwirten, die genmanipuliertes Saatgut einsetzen oder mehr als 20 Hektar bewirtschaften, würde die Stiftung rotes Licht geben. Gelbes bekommen sie beispielsweise, wenn der Boden umweltschonender bearbeitet werden könnte, so Asefa: „Durch Verbesserung lässt sich dann aber auch eine grüne erreichen“. Die Kontrolle übernehmen externe Untersucher. „Sie gucken auf die Liste der Farmer und nehmen sich willkürlich Farmer aus unterschiedlichen Gegenden als Probe“, nimmt sich Asefa zurück. „Ich gebe nur das Wissen weiter, das Cotton made in Africa in anderen Ländern gesammelt hat“.

In zehn Ländern des Kontinents arbeitet CmiA mit rund 650.000 Farmern zusammen. In Äthiopien erreichen sie 12.500 von ihnen, die fast alle in der abgelegenen Region rund um das Städtchen Metama leben. Die Zahlen relativieren sich, wenn man sich die Dimensionen der einzelnen Betriebe vor Augen führt. Ayechew gehört schon zu den Vermögendsten unter ihnen. Er hat zehn Hektar Land, was in etwa der Größe von 14 Fußballfeldern entspricht. Viele Landwirte bewirtschaften gerade einmal zwei, drei Hektar und die dienen dann auch nur teilweise dem Anbau von Baumwolle. CmiA hat sich der kleinbäuerlichen Landwirtschaft verschrieben. Denn sie stellt das Rückgrat der äthiopischen Wirtschaft insgesamt dar: Mehr als 80 Prozent der Äthiopier leben von der Landwirtschaft. Oft bewirtschaften Familien ein paar Felder außerhalb der Dörfer, verkaufen einen Teil der Ernte und er-

nähren sich vom Rest selbst. In den Städten leben auch heute nur etwa 20 Prozent der Bevölkerung. Wer mit dem Flugzeug über Äthiopien fliegt, sieht die unzähligen bunten Parzellen, die das weite Land überziehen. Wer also die Entwicklung des Landes anschieben möchte, kommt an der Basis, den Landwirten, nicht vorbei.

Die kleinbäuerliche Landwirtschaft stellt den Gegenentwurf zu den kommerziellen Farmen mit all seinen Problemen dar. Es müssen keine Eigentumsrechte geklärt und niemand umgesiedelt werden. Nicht einmal große Anschaffungen, Traktoren und andere Maschinen sind nötig, sagt Asefa: „Kleinbauern steht das Land bereits zur Verfügung, sodass sie nun nur noch von Pflanzen wie Sesam zur Baumwolle wechseln müssen“. Ein Schritt, von dem sie allerdings erst überzeugt werden müssen. „Man muss ihnen einen Absatzmarkt bieten und zeigen, wie sie die Effizienz verbessern und die Produktivität steigern können“, schildert Asefa sein Vorgehen und nennt das entscheidende Argument: „Das geht nur mit der Aussicht auf niedrige Kosten“.

Asefa möchte den Landwirten vermitteln, dass er einer von ihnen ist. Mit schlabbrigem T-Shirt tritt er vor ihnen auf, lässt Tee servieren und Brot mit dem Honig eines nahe gelegenen Imkers. Asefa selbst ist auf dem Land aufgewachsen – im Süden Äthiopiens inmitten von Zuckerrohrplantagen. Später hat er eine Farm im Awash-Tal geleitet. Erst nach etlichen Malariaanfällen zog er ins sichere, höher gelegene Addis Abeba. Asefa ist als Vermittler zwischen den Gruppen zweier Welten unterwegs: den wohlhabenden Westlern in der Hauptstadt und den einfachen Menschen auf dem Land. Die Erfahrung hat ihn gelehrt, mit beiden Gruppen geschickt umzugehen – und die Bauern nicht zu überfordern. „Einzelne Landwirte werden den Namen Cotton made in Africa gar nicht kennen“, räumt er ein. Wie auch, wenn viele von ihnen in ihrem ganzen Leben die Region Metama nie verlassen werden? „Für sie ist die Organisation dahinter so etwas wie ein Raumschiff aus einem anderen Universum“, sagt Asefa. Simpel und nachvollziehbar muss er seine Botschaften deshalb verpacken.

Am besten wird Asefa sie am Ort des Geschehens los. Er organisiert Minivans für den Transport. Laut schnatternd wie eine Klasse beim Schulausflug werden die Kleinbauern zu einem der Felder gebracht. In einer Kolonne bewegen sie sich durch den Trampelpfad, der sich durch die Baumwollsträucher zieht. „Unser Ansatz ist es, ihnen Dinge beizubringen, die zu ihrem ökonomischen Vorteil sind“, wird Asefa später die Intention der Exkursion beschreiben. „Dann wissen die Farmer automatisch, dass beispielsweise das Aufstellen einer Zuckersirupfalle tausend Mal günstiger ist, als Chemikalien zu sprühen“. Auf der Mitte des Feldes ist ein aufgeschlitzter gelber Kanister an einem Holzstock befestigt. Im Inneren klebt der braune Sirup.

Nachtfalter verfangen sich in ihm beim Naschen des süßen Safts – und werden daran gehindert, zu den Baumwollknospen zu flattern und in ihnen ihre schädlichen Larven loszuwerden. „Der afrikanische Bollwurm greift die Knospen an und verursacht 25, ja manchmal 35 Prozent Produktionsausfall“, hält Asefa vor. Pestizide sind nicht grundsätzlich verboten. Aber das umweltschonendere Verfahren soll die Landwirte wegen der günstigen Kosten davon abhalten diese zu verwenden. Wenn noch etwas Überzeugungsarbeit nötig ist, greift Asefa schon einmal zu einer der Plastikflaschen, mit denen der Zuckersirup nachgefüllt wird und nimmt einen Schluck. Mit der zähen Flüssigkeit spült er auch die Bedenken der Landwirte herunter. Veränderungen sind ihnen suspekt. Experimente können sie sich bei ihren bescheidenen Einkünften nicht leisten.

Ayechew hat er überzeugen können. „Wir Bauern wollen noch mehr Baumwolle produzieren“, verkündet er. „Metama ist der beste Ort für Baumwolle“, lobt er die Gegend. Und tatsächlich: Metama liegt mit mehr als 700 Höhenmetern ideal für die Nutzpflanze und wurde zum erfolgreichsten Anbaugebiet – zumindest, unter denen, die allein vom Regenwasser abhängig und nicht auf aufwendige Kanalsysteme angewiesen sind. 20 Prozent des äthiopischen Baumwollbedarfs decken Kleinbauern. Fast alle kommen aus Metama und einer kleinen, angrenzenden Region. 60 Prozent liefern hingegen die kommerziellen Farmen. Mit einer Produktion von etwa 60.000 Tonnen Baumwolle konnte sich das Land allerdings nicht selbst versorgen. Weitere 20 Prozent des Bedarfs werden durch Importe gedeckt. Ayechew wurde daher versichert, dass noch viel Potential – ergo Geld – in dem Geschäft mit der Baumwolle steckt. Jahrzehnte unter der Sonne und auf den Feldern haben Furchen in Gesicht und Hände des Landwirts gegraben. Der ergraute Mann spricht leise und mit einem heiseren Krächzen in der Stimme. Er wirkt so, als würden mehr als 46 Lebensjahre hinter ihm liegen. Vor Jahren hatte er schon einmal Baumwolle angebaut. Damals hat es sich nicht rentiert. Letztes Jahr hingegen hat er wieder damit begonnen. „Denn als die Arbeit der Entkörnungsmaschine anfang, entstand das Vertrauen der Bauern“, sagt er, ungefragt die Sicht aller Landwirte vertretend. „Wir haben keine Sorge mehr, an wen wir unsere Baumwolle verkaufen sollen“.

Hinter dem Ausgang des Städtchens Metama führt eine schmale Straße zu der Entkörnungsanlage. Das Fabrikgebäude gleicht mit seinen etwa 50 Metern Länge eher einer großen Scheune. Das hohe Tor des Warenausgangs ist geöffnet und gibt den Blick frei auf einen hin und her kurvenden Gabelstapler. Etwa 110 Baumwollballen, jeweils 220 Kilogramm schwer und wuchtig wie Gefriertruhen, purzeln im Laufe eines Tages aus einer Presse heraus. Der Gabelstapler sammelt sie auf und bringt sie zum Lager, in dem sich bereits hunderte weitere bis unter die Decke stapeln. Die Textilfabriken kön-

nen die Baumwollballen in ihren Spinnereien sofort zu Garnen weiterverarbeiten. Denn der grobe Schmutz, insbesondere die Baumwollsamensamen sind bereits entfernt. „Unverarbeitete Baumwolle zu transportieren ist teuer“, erklärt Asefa den Fortschritt durch die Ende 2014 eröffnete Entkörnungsanlage. Früher musste die unverarbeitete Baumwolle stundenlang nach Gondar transportiert werden – und konnte erst dort von den schweren und voluminösen Verunreinigungen befreit werden. Heute spart die Branche gewaltige Transportkosten.

Der technische Manager Teklayi Alemayehu schmeißt die Produktion. Damit die Maschinen rund um die Uhr laufen, muss er die 84 Arbeiter in einem Schichtbetrieb organisieren. Sie arbeiten in einem klar definierten Acht-Stunden-Wechsel, für den jeder umgerechnet etwa 66 Euro im Monat bekommt. Durch dicke Rohre wird die Baumwolle aus dem angrenzenden Lagerhaus in 18 trichterförmige Maschinen gesogen, durchgerüttelt und durch Walzen geschleust, welche die pelzigen Samen von der watteförmigen Baumwolle trennen. Das Rattern der Anlagen macht es kaum möglich, sich zu unterhalten. Die umherschwirrenden Flusen tauchen den Raum in ein milchiges Licht. Mit Handschuhen, Hauben, Brillen und Atemschutz sind die Arbeiter gewappnet. Sie wirken unheimlich in ihren beigen Overalls. Auf die Einhaltung von Arbeitsstandards hätte CmiA bei ihren Beratungsbesuchen gepocht und externe Prüfer mit der Kontrolle beauftragt. „Wir mussten viele Bedingungen erfüllen“, berichtet Teklayi mit einem leicht gerevten Unterton. „Sie haben die Sicherheit der Arbeiter geprüft, sogar die Beschaffenheit des Arbeitsplatzes und den Einfluss auf die umgebende Umwelt“. Schließlich wurde ihnen aber die Einhaltung der Nachhaltigkeitskriterien bescheinigt.

„Ohne dieses Zertifikat wäre es schwierig, unsere Produkte auf dem internationalen Markt zu verkaufen“, ist Teklayi überzeugt. „Nun können wir an die chinesischen und türkischen Fabriken, sowie an Firmen in anderen afrikanischen Ländern verkaufen“. Die Textilizulieferer werden zunehmend dazu aufgefordert, Herkunftsnachweise ihrer Rohstoffe vorzulegen. Denn ihre Auftraggeber, die Modekonzerne, fürchten kritische Medienberichte und Kampagnen von Menschenrechtlern. Manche suchen auch aus Eigeninitiative heraus händierend nach Zulieferern für fair produzierte Öko-Kollektionen. Vorwürfe von Land Grabbing, verseuchten Böden und Hungerlöhnen würden ihnen nur den nächsten Shitstorm bescheren.

Die großzügig wirkenden Geber haben also auch Einiges davon. Die Stiftung hinter CmiA lebt von den Lizenzgebühren, die die Modefirmen zahlen müssen, wenn sie ihre Ware unter dem Label „Cotton made in Africa“ vermarkten wollen. Puma, S. Oliver, Tom Tailor, Tchibo und die Otto Group beispielsweise profitieren von dem grünen und sozialen Image. Als der ehe-

malige Aufsichtsratsvorsitzende der Otto Group und Gründer der Stiftung im Herbst 2015 eine beträchtliche Summe für die Initiative springen ließ, war in der Pressemitteilung auch nicht von einer Spende die Rede. „Dr. Michael Otto investiert eine Million Euro zum zehnten Jubiläum von Cotton made in Africa“, hieß es im Wortlaut.

Vor Ort zeigt sich, wie mühsam selbst die kleinsten Etappen zu erreichen sind, die nicht einmal Pressemitteilungen wert sind. 23 Menschen musste Asefa in einen etwa 16 Quadratmeter großen Raum quetschen, um ein Problem auf die Tagesordnung zu bringen. Bislang hat der Geschäftsführer der Entkörnungsanlage vielen verschiedenen Zwischenhändlern die Baumwolle aufgekauft. In Zukunft soll diesen Job die Gewerkschaft der Landwirte übernehmen, damit mehr Wertschöpfung bei den Produzenten selbst ankommt. Eine knifflige Angelegenheit. Noch fehlen der Gewerkschaft die Kapazitäten. Gleichzeitig klagt der Betreiber der Anlage darüber, dass sein Geschäft auch so schon stockend genug anlaufen würde. Und die Zwischenhändler würden bei der Umstellung komplett leer ausgehen. Asefa ist mit einer regionalen Autorität Nord-Gondars gekommen, die vermittelt. Nach vier Stunden posieren alle im Vorhof für ein nettes Gruppenfoto und ein erschöpft wirkender Asefa spricht zwar von einem „Erfolg“, räumt aber ein: „Das Ergebnis des Treffens ist, dass sie sich ein weiteres Mal treffen werden“.

Nach dreieinhalb Tagen des Händeschüttelns und Vermittelns, der Schulungen und Feldbesichtigungen verlässt Asefas kleine Mannschaft Metama. Der landwirtschaftliche Koordinator fährt für eine Schulung in die Nachbarregion und der Agrarökonom reist zu seiner Familie in den Norden des Landes. Asefa muss wieder zurück nach Addis Abeba – in eine andere Welt. In den Konferenzräumen, Hotellobbys und Restaurants der Wirtschaftsmetropole warten Termine auf ihn.

Etwa vier Wochen später erreicht eine Nachricht die Hauptstadt: Es gibt eine Einigung.

7. Der lange Weg der Freiheit

Der Lärm nervt. Die hohen Wände können den Schall kaum schlucken. Das Plärren des Radios hallt von ihnen zurück. Die Scherze der Kollegen und das Surren eines rotierenden Apparats zum Aufwickeln der Baumwollfäden erfüllen den Raum. Eine anstrengende Geräuschkulisse, deren Pegel die Macht der Gewohnheit jedoch mit jedem neuen Arbeitstag ein wenig weiter herunter zu drehen vermag.

Ohnehin ist heute Samstag. An nur einem Drittel der 30 Webstühle treten

junge Männer rhythmisch deren Pedale. Mit ihren Händen stoßen sie Schiffchen hin und her, um die Garne zu Stoffen zu verweben. Einer von ihnen ist Alex. Sobald es ihm heute zu viel wird, kann er aufstehen, sich bei seinen Kollegen verabschieden, die Tür nach draußen öffnen und ins gleißende Sonnenlicht des Nachmittags treten. Seine Arbeit kann bis Montag ruhen.

Seine Tätigkeit ist monoton, keine Frage. Nur hin und wieder ist sie etwas anspruchsvoller, wenn farbenprächtige Muster die Stoffe zieren sollen. Aber Alex ist zufrieden mit dem Job. Durch ihn kommt er finanziell über die Runden. „Ich bin unabhängig“, berichtet er stolz. „Ich zahle für das Material, die Raummiete und meine Bildung selbst.“ Während der Arbeitstage nimmt er zwischendurch Pausen für Unterrichtsstunden und widmet sich nach Feierabend den Hausaufgaben, um seinen Schulabschluss nachzuholen. Er macht das gerne, weil er zu schätzen gelernt hat, sich nach Jahren der Unterdrückung ein „gutes Leben“ aufbauen zu können, wie er es ausdrückt: „Nachdem ich zu der Organisation gekommen bin, hat sich in meinem Leben sehr viel verändert“.

Die Organisation heißt Bright Star Relief und wird von Privatspenden, Hilfsorganisationen und der äthiopischen Regierung unterstützt. Sie hilft Kindern und Jugendlichen, sich aus einer modernen Form der Sklaverei zu befreien. Mit leeren Versprechungen werden sie aus armen Dörfern im Süden des Landes in die Hauptstadt Addis Abeba gelockt. Ihrer Freiheit beraubt, müssen sie mit dem Sonnenaufgang zu schuften beginnen – manche von ihnen bis Mitternacht. Sie sind – wortwörtlich – der Gewalt skrupelloser Geschäftsmänner ausgeliefert. Sie werden in Hütten zusammengepfercht, in denen sie sowohl arbeiten als auch schlafen. Von dem Geld, das ihre Stoffe einbringen, sehen sie so gut wie nichts. Sie dürfen nicht in die Schule gehen – nicht einmal die Jüngsten unter ihnen, die nicht älter als zehn Jahre alt sind.

Das Gewerbe ist illegal. Trotzdem unternimmt außer Bright Star Relief kaum jemand etwas dagegen. Deren mutiger Einsatz zeigt, wie schwer dies auch ist. Die Organisation kämpft gegen eine fürchterliche Tradition und legt sich mit den mächtigen Profiteuren des Systems an. Sie leistet ihren Beitrag, dass die Rechtsstaatlichkeit in ein berüchtigtes Viertel zurückkehrt. Nicht mit Härte, sondern mit Engelszungen.

Nachdem Alex von den Veränderungen in seinem Leben erzählt hat, redet Mengistu Bunaro ihm geduldig Mut zu. Der Mitarbeiter von Bright Star Relief lehnt lässig an den Metallverstreben des Webstuhls. Alex möchte auf eine weiterführende Schule, studieren und träumt davon, eines Tages Doktor zu werden. Wer wie Alex in dem Zentrum der Weber arbeitet, wurde als Minderjähriger ausgebeutet. Für Alex begann die Tortur mit dem 15ten Lebensjahr und änderte sich erst drei Jahre später durch die Aufnahme in

das Programm. Ein schleichender Prozess, denn erst gehen sie nur für wenige Stunden am Tag in die Schule. Es dauert, bis die Arbeitgeber sie ziehen lassen. Schließlich, nach einer beruflichen Betreuung in der Anfangsphase, werden sie in die Selbstständigkeit entlassen als einer der unabhängigen Weber des Zentrums.

Mengistu verlässt den lärmenden Arbeitsraum und tritt ins Freie auf die Außentreppe, die vom zweiten Stock hinunter zu den holprigen Wegen seines Viertels führt. Hier, in Guellele, am Hang des Berges Entoto in Addis Abeba ist der 37-Jährige groß geworden. Mit Alex und ungezählten anderen Jungen teilt er dasselbe Schicksal. Heute hat er sich der Gruppe angeschlossen, die ihn damals befreit hat. Ein paar dutzend Meter bergauf, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, schirmt eine zwei Meter hohe Mauer ein paar Hütten ab. Dahinter verbirgt sich einer jener Orte, an denen Jungs zum Weben und Mädchen zur Hausarbeit, vielleicht sogar zur Prostitution, gezwungen werden. Mengistu kennt den Besitzer und versucht bereits, ihn davon zu überzeugen, einen der Jungs schrittweise gehen zu lassen.

Mengistus Fahrer, ein gut gelaunter Mitarbeiter mit Rastazöpfen, wartet unweit des Zentrums darauf, seinen Kollegen wieder einzusammeln. Sie beginnen die ruckelige Fahrt – vorbei an kleinen Hütten, die die Sicht verdecken auf die Millionenmetropole, die sich den Berg hinunter ins Tal zieht. Das Viertel ist bekannt für die Textilproduktion, die oft in kleinen Betrieben und Hinterhöfen stattfindet. Gewaschene Baumwollfasern hängen zum Trocknen auf der Straße aus. Nach einigen hundert Metern beginnt die asphaltierte Straße, an der einzelne Läden traditionelle Kleidung ausgelegt haben. Die größte Dichte an Geschäften befindet sich beim Taxistand in Shiro-meda. Hunderte Meter erstreckt sich eine Straße den Berg hinauf an deren Seiten sich ein Laden neben den anderen reiht. Passanten tummeln sich auf den Gehsteigen und begutachten die Waren auf den Kleiderständern und in den Regalen. Bis unter die Decke sind sie befüllt mit Schals, Tüchern, Kleidern, Decken und Vorhängen. Meist im natürlichen matt weiß der Baumwolle und dekoriert mit althergebrachten Ornamenten der Kultur. Ohne traditionelle Gewänder kommt keine äthiopische Hochzeit aus.

Von den unhaltbaren Zuständen hinter den Kulissen wissen viele Käufer nichts. Dies liegt auch daran, dass das Problem weder an der Spitze der politischen Agenda platziert noch stark von den Medien thematisiert wird. Die letzte zuverlässige Studie der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) ist aus dem Jahr 2001 und hat sich mit dem Thema Kinderarbeit insgesamt beschäftigt. Grundsätzlich hätten damals 85 Prozent der 5- bis 17-Jährigen gearbeitet – beispielsweise im Haushalt, auf Feldern, auf Baustellen und in Geschäften. Jedoch jeweils in völlig verschiedenen Ausmaßen. Wie hoch der Anteil der tatsächlichen „Kinderarbeit“ ist, ist daher eine offene Frage.

Denn die Definition der Internationalen Arbeitsorganisation sieht das etwas differenzierter: Jedes Land hat eine klare Altersgrenze unter der Kinder nicht erwerbsmäßig arbeiten dürfen. 14 Jahre sind dies in Äthiopien, solange es sich nicht um kleinere Hilfen handelt. Wer älter ist aber noch nicht das 18te Lebensjahr erreicht hat, darf generell auch gegen Lohn arbeiten. Nur: Diese Arbeit muss freiwillig eingegangen und maßvoll sein. Unter anderem darf sie die Schulbildung nicht einschränken. Lange Arbeitszeiten sind tabu. Gefährliche Arbeit und Prostitution sowieso. Dies lässt nur einen Schluss zu: Die minderjährigen Jungs, die in den Hinterhöfen an Webstühlen schufteten müssen, sind Opfer krimineller Kinderarbeit.

Im Schulgebäude ist Ashefani sicher. Hier kann er reden. Er sitzt nun dort, wo er für gewöhnlich keinen Zutritt hat: am Tisch des Lehrerzimmers, einem stillen Ort. Gerade ist Unterricht, von dem Ashefani befreit wurde. Vom Schulhof, ein paar Stockwerke tiefer, klingen die Rufe einiger Kinder hinauf. Ashefani ist 15 Jahre alt. Aber durch seine hageren Gesichtszüge wirkt er jünger. Einzig der Flaum auf seiner Oberlippe lässt auf sein tatsächliches Alter schließen. Mit den Ellenbogen stützt er sich auf der Tischkante ab. Er hält sich beide Hände an die Schläfen wie Scheuklappen, die ihn von der Welt rechts und links von ihm abschirmen. Richtet er seinen Blick nach oben, schaut er in ein ihm bekanntes Gesicht: Mengistu hat das Gespräch arrangiert. Mit langsamer, weicher Stimme übersetzt er die Fragen an ihn. Wenn er dabei nicht richtig verstanden wurde, wiederholt und ergänzt er sie. Nach und nach holt er die Lebensgeschichte aus dem traumatisierten Jungen hervor.

Ashefanis Kindheit endete vor etwa fünf Jahren. An das genaue Datum kann er sich heute nicht mehr erinnern. Er lebte in der Nähe von Chenchä im Süden Äthiopiens auf dem Land, ging zur Schule, spielte mit Freunden. Sobald er abends müde war, durfte er sich schlafen legen. Eines Tages sprach ein Fremder ihn an und setzte ihn unter Druck. Er müsse mit ihm in die große Stadt kommen: „Addis hat alles“, wiederholt Ashefani seine Worte. „Es gibt dort viel Geld und tolle Kleidung, sogar, wenn man gar nicht arbeitet“. Ashefani wusste, dass es seine Mutter seit dem Tod seines Vaters immer schwerer hatte, sich um die Familie zu kümmern. Er verließ mit dem Fremden seine Heimat – ohne seiner Mutter etwas davon zu erzählen.

„Was ich dann erlebt habe, war jedoch das Gegenteil von dem, was mir versprochen wurde“, beschreibt der Junge mit leiser, gebrochener Stimme seine Ankunft in Guellele, dem Stadtteil der Weber. „Ich musste sehr hart arbeiten“, sagt er. Er hat nur ein Taschengeld verdient. Auch heute trägt er einen blauen, verschlissenen Pullunder über einem ausgewaschenen Hemd. In dem Betrieb wurden ihm ein Webstuhl und ein schmaler Schlafplatz zugewiesen – im selben Zimmer, das er sich mit anderen Kindern und Jugend-

lichen zum Schlafen teilen sollte. Er weiß nicht aus dem Gedächtnis, wie viele es sind und beginnt zu zählen. Acht weitere müssten es sein, darunter auch Mädchen und die Kinder des Geschäftsmanns. Die mussten jedoch nicht arbeiten, sondern Schulaufgaben erledigen. Wie sehr er sich gewünscht hat, auch lernen zu dürfen.

Um sechs Uhr morgens wurde er geweckt, um sogleich mit dem Weben zu beginnen. Immer die gleichen, eintönigen Bewegungen, sechs Tage die Woche bis Mitternacht und ohne Ferien. Die Erinnerung an das Leben hinter der Mauer verblasste zunehmend. Nur einmal in all den Jahren durfte er seine Mutter sehen.

Frei ist Ashefani immer noch nicht. Er muss immer noch früh raus und sich an den Webstuhl setzen. Manchmal sogar noch etwas früher, weil er neben der Schule zwar ein kleineres, aber weiterhin immenses Pensum weben muss. So sieht es der Deal von Bright Star Relief mit dem Geschäftsmann vor. Im Rahmen des Programms nimmt er mittags am Unterricht der dritten Klasse teil. Im nächsten Jahr endet die Grundschule und er darf auf einer Förderschule in die fünfte Klasse einsteigen. „Ja, ich mag Bildung“, sagt Ashefani fast so, als würde er ein Mantra rezitieren: „Denn jede Verbesserung kommt durch Bildung“. Mit einem Fuß steht er bereits außerhalb der Mauern des ausbeuterischen Betriebs. Er lernt gewöhnliche Mitschüler kennen. „Wenn ich zur Schule gehe, treffe ich auch meine Freunde“, sagt er. Glücklich spricht er von Erfahrungen, die für Gleichaltrige oft Selbstverständlichkeiten sind: „Wir spielen und reden miteinander darüber, wie unser Tag so war“. Mit den Jungs, die ebenfalls weben, kommt er jedoch auch dort wieder auf die schwere Arbeit zu sprechen. Es ist kein Ausbruch, sondern ein zähes Herauslösen aus der Unterwerfung. Die Möglichkeit, die seelischen Schäden aufzuarbeiten, gibt es nicht. „Die Organisation ist sehr gut“, meint Ashefani. „Sie ermutigen uns, zu arbeiten und die Dinge zu ignorieren, die wir im Haus erleben“. Vergessen, still ausharren und auf die Macht der Bildung vertrauen.

Spontane Befreiungsaktionen sind für Mengistu und seine Kollegen keine Option. Ihr behutsamer Ansatz erschließt sich nur vor dem Hintergrund der Entwicklung des Viertels. Im Süden des Landes, hunderte Kilometer von Addis Abeba entfernt, lebt die Volksgruppe der Dorze. Seit Jahrhunderten geben sie die Webkunst von einer Generation an die nächste weiter. Vor etwa einem halben Jahrhundert zog die erste Welle an Handwerkern in die Hauptstadt und siedelte sich mit Betrieben und Läden am Hang des Entoto an. Nach und nach zogen Familienmitglieder hinterher, brachten ihre Fähigkeiten mit und schufen das geschäftige Viertel, das es heute noch ist. Schon auf dem Land lebten sie in Armut. In der Stadt ebenso. Viele von ihnen schickten ihre Kinder nicht in die Schule, sondern ließen sie in den Be-

trieben schufteten. Die großen Familien- und Bekanntenkreise nutzten sie, um mit haltlosen Behauptungen minderjährigen Nachwuchs auf dem Land zu rekrutieren. Während sich Äthiopien entwickelt hat, nun in der Hauptstadt die Hochhäuser in den Himmel schießen, die Wirtschaft auf die Weltmärkte drängt und immer mehr Kinder und Jugendliche in die Schule gehen, scheint in dem vernachlässigten Viertel die Zeit stehen geblieben zu sein. Die Ausbeutung der Kinder hat sich zu einer brutalen Tradition etabliert, an der nicht nur die skrupellosen Arbeitgeber verdienen. Von den Dumpingpreisen profitieren auch die Händler der Stoffe, die Ladeninhaber und Käufer. Teilweise glauben auch die Familien an einen Gewinn, wenn sie nicht länger für den Unterhalt ihrer Kinder aufkommen müssen. Ein Schweigekartell. Oder, wie es Mengistu weitaus diplomatischer formuliert: „Ein Bewusstseinsproblem“.

Von heute auf morgen lässt sich das nicht überwinden. Das ist bei dem Geschäftsmann, für den Ashefani arbeiten muss, nicht anders. Für gewöhnlich spazieren Mengistu und seine Kollegen bei den Betrieben vorbei. Sie beherrschen ebenfalls die Sprache der Weber aus dem Süden des Landes und kennen die ungeschriebenen Verhaltensregeln des Viertels. „Wir fragen dann, wie die Weberei so läuft“, schildert Mengistu ihre Strategie: „Wir beginnen ein anderes Spiel, bei dem wir das Ziel erst einmal vergessen“. Sie plaudern, scherzen und so gelingt es ihnen meist ganz beiläufig durch die Tür ins Innere der Höfe zu schreiten und sich mit geschultem Blick umzusehen. Sie registrieren die arbeitsrechtlichen Verstöße und nehmen einen lockeren Kontakt zu den Kindern auf. Erhalten sie keinen Zutritt, lenkt einer des Teams den Betriebsleiter ab, während der Kollege unauffällig durch den Eingang schlüpfte. „Wir kommen und sprechen wieder und wieder mit ihnen“, erklärt Mengistu. Mal sammeln sie weitere Informationen über die Kinder, mal bitten sie die Betriebsleiter darum, den Kindern den Schulbesuch zu erlauben. Wenn nötig schalten sie lokale Autoritäten der Kirche oder der Gemeinde mit ein. Die einzelnen Appelle an das Gewissen sind sanft. Erst die ständige, unermüdliche Wiederholung setzt die Geschäftsmänner unter Druck. „Wie würden sie handeln, wenn es ihre eigenen Kinder wären?“, fragt sie Mengistu beispielsweise. Irgendwann würden sie zögerlich nachgeben und die Kinder stundenweise in die Schule lassen. Der Ablösungsprozess beginnt. Nach Monaten, manchmal erst nach Jahren, treffen sie dann eine abschließende Vereinbarung: Die Kinder werden in die Freiheit entlassen, um in dem Zentrum der unabhängigen Weber zu arbeiten.

Nicht immer klappt das reibungslos. Bei Ashefani zum Beispiel gerieten der Betriebsleiter und seine Frau aneinander. Sie stellte sich auf die Seite der Kinder, woraufhin der Geschäftsmann sie schlug. Mengistu schlichtete den Streit und konnte Ashefani für das Programm gewinnen. In anderen

Fällen wurde Mengistus Team angegriffen, sogar Hunde auf sie losgelassen. Nur in seltenen Notfällen würden sie Kinder gegen den Willen der Arbeitgeber aufnehmen, erklärt Mengistu. „Erst wenn der Widerstand sehr stark ist, verweisen wir auf die Gesetze“. Als Beispiel nennt er die Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen. Doch auch Mengistu weiß, dass Rechtsvorschriften alleine nicht viel ändern werden.

Die Vereinten Nationen haben sich hinter einer hohen Mauer mit Stacheldraht im Zentrum von Addis Abeba zurückgezogen. Besucher kommen nur angemeldet mit Ausweis durch eine Sicherheitsschleuse, wie sie normalerweise auf Flughäfen üblich ist. Im sogenannten Kongo-Gebäude hat die Internationale Arbeitsorganisation, eine Untergruppe der UN, den Sitz ihres äthiopischen Departements. Marie Ndiaye sucht auf ihrem Computer das PDF der Studie aus dem Jahr 2001. Sie arbeitet noch nicht lange hier. Zuvor war sie im senegalesischen Dakar im Einsatz. Durch ihr Fenster kann Marie auf die Kulisse der Innenstadt blicken. Die Wände des mehrstöckigen Bürogebäudes schirmen sie ab vom Getöse der Stadt. Hier kann sie sich in Ruhe dem ihr anvertrauten Thema widmen: der Kinderarbeit. Äthiopien hat die Kinderrechtskonventionen der Vereinten Nationen ratifiziert und ins äthiopische Recht übernommen. „Sie haben das Gesetz, aber es wird gebrochen“, bedauert sie. „Ein Problem, dass es in vielen afrikanischen Ländern gibt“. Weit verbreitet ist auch ein Mangel an zuverlässigen Informationen über Art und Ausmaß der Kinderarbeit. Ohne sie ist es schwierig, Lösungswege zu skizzieren. Immerhin: Marie hat eine neue Studie konzipiert. Noch im Jahr 2016 soll sie veröffentlicht werden. Ergebnisse kann Marie nicht vorwegnehmen. „Aber ich erwarte einen hohen Anteil an Kinderarbeit“, sagt sie. Das sicherste Indiz: Während etwa 65 Prozent der Kinder Äthiopiens in die Grundschule gehen, besuchen nur 15 Prozent eine weiterführende Schule. Wer nicht lernt, der arbeitet meistens. Leider lautet so der Umkehrschluss.

Mengistus Organisation sieht in der Bildung den einzigen Weg, der die Kinder und Jugendlichen aus den Gefängnissen der Sklaverei befreien kann. „Dort leben sie sehr eingeschränkt“, hat Mengistu beobachtet und spielt damit auch darauf an, was in den Köpfen der jungen Menschen vor sich geht. „Sie können die Welt außerhalb nicht sehen und wissen nicht, wie sie wächst und sich entwickelt“. Nur wenn sie lernen, in die Schule gehen, sich austauschen, könnten sie die Mauern zur Außenwelt herunterreißen. „Andernfalls setzt sich diese Art des Lebens fort“, fürchtet Mengistu. Die erlebte Gewalt würde die nächste Generation erneut zu spüren bekommen. „Ohne Bildung gibt es keine Entwicklung“, ist sich Mengistu sicher: „Und das ist nicht nur eine Katastrophe für die einzelnen Kinder, sondern für das ganze Land“.

8. Königsweg Laufsteg

Eigentlich ist Mahlet Teklemariam ja stolze New Yorkerin. Sie wuchs in den USA auf, redete und kleidete sich wie eine Amerikanerin. Sie ging auf die High-School und aufs College, um Marketing zu studieren. Äthiopien, das Land ihrer Eltern und Vorfahren, beschäftigte sie nicht sonderlich. Mode war ihr Ding. Ihr Bruder arbeitete bereits in der Branche. Mit ihm besuchte sie die Fashion Shows der Stadt. Immer mehr Models und Designer kamen aus Afrika – manche sogar aus Äthiopien. Sie haben Erinnerungen in Mahlet geweckt – an die künstlerisch verzierten Gewänder, die in ihrer fernen Heimat bei festlichen Anlässen getragen werden. „Äthiopien ist doch bekannt für jene wunderschönen, in Handarbeit gewobenen Stoffe“, wie sie es heute sagt. Ein gewaltiges Potenzial würde in den althergebrachten Fertigkeiten stecken, dachte sich Mahlet. Eine ordentliche Vermarktung müsse her. Sie packte ihre Koffer und flog nach Addis Abeba, um eine Modenschau zu inszenieren, die zu einer festen Institution werden sollte: die Hub of Africa Fashion Week.

Fünf Jahre ist die Showpremiere nun her. Mahlet hatte ein Gespür für den richtigen Zeitpunkt. Über die Laufstege der Welt stolzieren Models aus Äthiopien schon länger. Liya Kebede zierte sogar drei Mal das Cover der Vogue. Als Mahlet in Addis ankam wuchs die äthiopische Wirtschaft bereits Jahr für Jahr und ließ eine Mittelschicht mit neuen Konsumwünschen entstehen. Die afrikanische Entwicklungsbank schätzt deren Anteil an der Bevölkerung auf etwa 20 Prozent – auch wenn die Mittelschicht in Afrika weniger zahlungskräftig definiert ist als in westeuropäischen Industrienationen. Eine moderne Modeszene hingegen musste jedoch erst aus der Taufe gehoben werden. Und so entwickelte sich im Zuge von Mahlets Fashion Show und der Gründung einer privaten Design-Akademie eine überschaubare aber schöpferische Branche. Die ehrgeizigen, meist weiblichen und wohlhabenden Designerinnen sind Ergebnis und Motor der wirtschaftlichen Entwicklung zugleich. Bei ihrer Suche nach einer neuen Identität tauchen sie tief ein in die reiche Kultur ihrer Vorfahren. Sie lassen sich von den Schätzen inspirieren – und schaffen etwas Neues, indem sie die überlieferten Künste mit dem Zeitgeist des internationalen Modebusiness vereinen.

Heute sitzt Mahlet an einem der Kaffeetische in der Lobby des Sheraton, eines der teuersten Hotels der Stadt. Sie ist erleichtert darüber, dass sich ihr Terminkalender allmählich leert. Zwei Wochen zuvor wurde sie interviewt von Reportern des BBC, CNN und der Vogue. Sie waren angereist zur fünften von Mahlet und ihrem Bruder organisierten Fashion Week in Addis. „Wir stehen immer noch am Anfang“, sagt Mahlet, der die Dimensionen des

Geschäfts in anderen Ländern vertraut sind. „Noch haben wir etwa zehn bis fünfzehn ambitionierte Designer“. 60 könnten es vielleicht sein, wenn man die nebenberuflich Kreativen dazu zählen würde. Dezent kleidet sich Mahlet in jene afrikanische Mode, für die sie eintritt und auch auf den Straßen New Yorks nicht aus dem Rahmen fallen würde: Zur klassischen Jeans trägt sie eine leichte, grob gewobene grüne Bluse, dazu einen weißen Schal mit roten Tupfern und große, goldenen Ohringe.

Fikirte Addis ist eine der angesagten Designerinnen Äthiopiens. Mit schwingvollen Handbewegungen lotst die 34-Jährige die beiden Helfer in den Empfangsbereich ihres Ateliers. Sie schleppen einen Spiegel in einem breiten Rahmen aus Holz und Kork, der so sperrig ist, dass der kaum durch die Eingangstüre passt. Sie lehnen ihn ans Treppenhaus, einem der wenigen freien Plätze. Zwei junge, von Fikirte angestellte Frauen experimentieren an Nähmaschinen mit bunten Stoffen, die sich neben ihnen stapeln. Mitten im Raum, zwischen Kisten und Regalen, stehen Kleiderständer mit aktuellen Anfertigungen. „Entschuldigung für das Durcheinander“, sagt Fikirte: „Wir stecken noch mitten im Umzug“. Die vorherigen Räume wurden ihr zu eng – und die Miete im boomenden Zentrum schien ihr dann doch etwas übertrieben zu sein. Nun hat sie ein komplettes Wohnhaus bezogen in einer Familiengegend, nicht weit allerdings von den Hotels, Bars und Boutiquen in der Nähe des Flughafenviertels. Das Gebäude ist für eine Familie geschnitten, mit einem Wohnzimmer und einer Dusche im Badezimmer des ersten Stocks. Vertraut gehen die Kollegen miteinander um. Am Tisch im ersten Stock klappt Fikirtes Buchhalter den Laptop zu und tritt heraus auf den Balkon. Mittags sitzen sie zu viert zusammen um eine große Portion Injera, dem traditionellen äthiopischen Fladengericht. Jeder reißt sich mit bloßen Händen eine Ecke von den Teigfladen ab und tunkt sie in die verschiedenen Gemüsebeilagen.

Ihre Kollektion hat Fikirte bereits auf der Africa Fashion Week in New York vorgeführt und mit ihnen Preise wie den Origin Africa Fiber to Fashion Award in Mauritius abgeräumt. Gerade tüftelt sie an einem Onlineshop, um noch mehr internationale Käufer, insbesondere der äthiopischen Diaspora zu erreichen. Das Geschäft läuft. Dabei hatte sie sich erst im Jahr 2009 dazu entschlossen, sich voll auf die Mode zu konzentrieren. Davor musste sie ihre Leidenschaft immer mit anderen Tätigkeiten ausbalancieren. „Meine Mutter hatte eine Nähmaschine und eine Kiste mit alten Klamotten“, erinnert sie sich an ihre Jugend: „Schon damals habe ich viel experimentiert“. Nach dem Schulabschluss hat sie jedoch erst einmal Psychologie studiert und anschließend vernachlässigte Kinder betreut. „Ich habe dabei so viel über den Umgang mit Menschen gelernt“, sagt sie und nennt eine der wichtigsten Lektionen: „Wenn du etwas verändern willst, musst du immer im

Kleinen anfangen". In ihrer Freizeit nahm sie mehr und mehr Aufträge an und entschied sich schließlich, das eigene Label „Yefikir Design“ zu gründen – und neben der kreativen auch eine soziale Mission zu erfüllen. Sie möchte sich den uneigennütigen Ansatz der Nichtregierungsorganisationen zum Vorbild nehmen, beschreibt sie ihre Intention. „Die Zulieferer müssen nachhaltig arbeiten und vor allem frei sein von Kinderarbeit“. Über die Arbeitsbedingungen vor Ort macht sie sich persönlich ein Bild und pflegt nur Geschäftskontakte mit sorgfältig ausgewählten Webereien. In ihrem Studio will sie ihren Mitarbeiterinnen genug Freiheiten für die Familie einräumen. Diese Bedeutung habe ihr die Erfahrung als Mutter gelehrt.

Fikirte selbst ist eine Verwandlungskünstlerin. Mal sind ihre Haare geglättet, mal lang und lockig oder zum Afrolook frisiert. Ihr stehen die weißen, sparsam verzierten Festtagsgewänder genauso wie einfarbige Blazer oder bunte Sonderanfertigungen der äthiopischen Mode-Avantgarde. Unscheinbar würde sie in ihrem heutigen Outfit wirken, wenn das schwarz-weiße Gestell ihrer Sonnenbrille nicht perfekt mit den Farben des Oberteils abgestimmt worden wäre. Sie breitet ein paar ihrer Mappen auf ihrem Schreibtisch aus. „Lalibela ist eine meiner großen Inspirationsquellen“, schwärmt sie. Sie spricht die Region rund um die berühmte christliche Pilgerstätte im Norden des Landes an. Sie ist den Mustern, den Ornamenten und Farben der Stoffe verfallen, durchforscht aber auch die Kulturen anderer Gegenden für Eingebungen. „Einige Muster sehen aus wie die Haut von Schlangen“, erklärt sie ihre Faszination. „Manche erinnern mich an die dunklen, tiefen Augen eines Ochsens“. Sie interpretiert ihre Entdeckungen neu, wandelt sie und mischt sie mit den Ornamenten anderer Regionen, die sie schließlich in ihre Kreationen einweben lässt. Der Schnitt ist stark amerikanisch und europäisch geprägt. Ball- und Sommerkleider, sogar Businessanzüge erscheinen bei ihr mit äthiopischen Mustern. Insbesondere in der letzten Kollektion hat sie die weiten äthiopischen Tücher neu für sich entdeckt und nutzt sie als farbenprächtige Röcke. Nur selten ist einmal ein Stück für Männer darunter. Einen großen Teil ihrer Einnahmen stemmt sie mit Sonderanfertigungen für Bräute. „Die Hochzeit ist vielen hier sehr viel wert“, sagt sie und meint das im doppelten Wortsinn: 500 Euro können Aufträge bei ihr schon einmal kosten. In einem so armen Land spricht das die Oberschicht an, auch wenn sich in der ganzen Bevölkerung Äthiopiens niemand bei Hochzeiten knausrig gibt.

„Die Produktion lässt sich leider nicht unbeschränkt skalieren“, sagt sie in einwandfreiem Business-Englisch. Selbst wenn sie dutzende, hunderte Anfertigungen in Auftrag geben würde, würde das den Aufwand für jedes einzelne Stück kaum mindern. Die Weber betreiben Handarbeit. Jedes Exemplar ist eine Sonderanfertigung und enthält mindestens feine Unter-

schiede im Detail. Ihre Arbeitsweise steht im Gegensatz zu den gigantischen Produktionsstraßen der Textilfabriken. Das Verhältnis der Designer zur boomenden Branche ist zwiespalten. Fikirte ärgert sich über die niedrigen Löhne der Näherinnen und darüber, dass die Kleidung zwar in Afrika produziert aber nur in wohlhabenden Ländern verkauft wird. Mahlet von der Hub of Africa Fashion Week hingegen hat die Vision, dass eines Tages äthiopische Designer auch an neuen Kollektionen für die großen Modelabels feilen. Der Königsweg sozusagen. Die Modeketten haben ja bereits damit begonnen, in Äthiopien Kleidung produzieren zu lassen. Noch arbeiten beide Industriezweige mit demselben Stoff: der Baumwolle. Ansonsten haben sie allerdings kaum Berührungspunkte.

Noch. Denn bei der vergangenen Origin Africa 2015 gelang es Mahlet, beide Fachgebiete auf äthiopischem Boden zusammenzubringen. Auf der Messe präsentieren sich jährlich die Vertreter der Textil- und Baumwollbranche Afrikas. Mahlets Hub of Africa Fashion Week wurde in das Programm aufgenommen. Die Manager der Modefirmen, bedeutende Zulieferer, interessierte Investoren, Behörden, Forscher und Entwicklungsorganisationen vernetzten sich miteinander. Verträge wurden unterzeichnet und Zahlen darüber bekannt gegeben, wie viele Fabriken eröffnet und Arbeiter eingestellt werden. Im Anschluss daran trafen sie alle in der Millennium Hall in Addis Abeba ein und machten es sich in den Zuschauerreihen bequem. 20 afrikanische Designer ließen Models in ihren neuesten Kollektionen über den Laufsteg schreiten – darunter Labels aus Südafrika, Kenia, Nigeria und elf Namen aus Äthiopien selbst. Fikirte Addis war natürlich auch dabei.

„Perspektiven verändern, Synergien aufbauen, Geschäfte machen“, hieß der Titel der Messe. Die Sichtweise auf Äthiopien als das einstige Land der Militärdiktaturen und Hungertoten wandelt sich tatsächlich – zu einem der wirtschaftlichen Chancen. Möglicherweise ist es Mahlet auch gelungen, den Gästen zu vermitteln, dass in Äthiopien nicht nur fleißige Arbeiter vor den Toren der Textilfabriken Schlange stehen. Mit steigenden Gehältern könnten sie die Kunden von Morgen sein. Und vielleicht beginnen die Teilnehmer sogar zu begreifen, dass eine so junge Bevölkerung wie die äthiopische strotzt vor kreativen und ehrgeizigen Talenten, die die Zukunft ihres Landes mitgestalten wollen. Mit diesem Bewusstsein können Geschäfte gemacht werden, bei denen jeder zu den Gewinnern gehört.

9. Danksagung

Wahrscheinlich sollte ich erst einmal meiner Mutter dafür danken, dass sie damals auf die verrückte Idee kam, entgegen der Ratschläge vieler Be-

kanter ihre beiden Kinder mitzunehmen auf eine Reise nach Südafrika. Von so viel vorgelebtem Optimismus und Neugierde zehre ich noch heute. Und wer weiß, ob mich meine Interessen sonst nach Afrika geführt hätten. Mein Dank geht außerdem an einen Arzt in Rodenkirchen – ebenfalls ein optimistischer Typ – der mich reisefit gemacht hat in einer Situation, in der andere vielleicht skeptischer gewesen wären. Er sollte Recht behalten. Uwe hat mir geholfen, als er mir wenige Wochen vor meinem Abflug einen Samstagnachmittag lang von seinen Erlebnissen in Äthiopien berichtet hatte. Ohne Tony, Jen, Elias, Elly und Togo und eines der frei werdenden Betten ihrer WG in Addis Abeba wäre der Aufenthalt nur halb so spaßig, doppelt so teuer und wegen fehlender Ratschläge von ihnen fünf Mal so gefährlich gewesen. Sehr nützlich waren der Journalist Jeffrey James und seine Erfahrung mit der äthiopischen Bürokratie. Tesfay, anfangs nur Sprachlehrer und nun ein Freund von mir, hat mir das wichtigste Werkzeug in die Hand gegeben, um ein paar Türen in Äthiopien zu knacken: ein Grundvokabular amharischer Alltagsfloskeln. Ein riesiges Dankeschön geht an Ute Maria Kili-an – für ihre Betreuung, das Verständnis, dass die Abgabe dieses Textes sich verschieben musste und für die mit einem Grillabend gefeierte Aufnahme in diese sympathische Familie der Heinz–Kühn–Stipendiaten.